Die Bettelprinzeß.

Die Bettelprinzeß.

Eine Geschichte

von

Edmund Hoefer.

Bremen.
Nordwestdeutscher
Volksschriften-Verlag, A. G.
1876.

1.

Schlechte Zeiten.

Boldershof ist ein Dorf hart an der See. Vereinzelt und ohne Nachbarschaft, liegt es zusammengedrängt, gleich einem Vorposten aller menschlichen Niederlassungen auf dem äußersten Vorsprung des Landes, da, wo die von Norden her in wenig gebrochener und fast grader Linie heranziehende Küste plötzlich gegen Westen umbricht und einen stundenweiten Meerbusen entstehen läßt. Vor ihm, in einer Entfernung, daß sie nur an klaren Tagen deutlich erkannt wird, erhebt sich die schroffe, bräunlich schimmernde Uferwand einer kleinen Insel, der sogenannten Boldersoie; links und rechts aber von ihr und so weit man sehen kann, ist sonst da draußen nichts weiter als Himmel und Wasser.

Die Bewohner des Ortes sind mit wenig Ausnahmen Fischer und Schiffer. Viele werden durch ihr Gewerbe stets in der Heimath fest gehalten und bekommen selten oder nie etwas von der übrigen Welt zu sehen. Andere sind, wenn nicht zufällig einmal ein Krieg oder ausnehmend ungünstige Conjuncturen Handel und Schifffahrt für einige Zeit lähmen, höchstens nur Winters daheim zu erblicken oder lassen sich auch wohl viele Jahre nicht im alten Nest treffen. Indessen, wenn

sie alt und steif geworden oder, wie dergleichen ja nicht selten passirt, zu Schaden gekommen sind, kehren sie alle zurück, denn sie hängen an ihrer einsamen Heimat mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe. Dann leben sie, wenn sie sich etwas erworben haben, auf ihrem Eigenthum in wohlverdienter Ruhe, als die Honoratioren des Platzes, oder werden, wie die Daheimgebliebenen, Fischer und suchen sich ehrlich durchzubringen, wie es eben geht. Eigentliche Nichtsthuer, Nichtsnutze und also auch völlig Arme kennt man hier kaum. Wie knapp sich auch dieser und der zuweilen behelfen muß, so kommt es doch bei Keinem zum Hungern oder gar zum Betteln.

Der Prediger und der zugleich als Schullehrer angestellte Küster nehmen hier so gut, wie an allen ähnlichen Plätzen selbstverständlich eine besondere Stelle in Anspruch. Was jedoch sonst, außer den Fischern und Schiffern, im Orte haust, hat nicht viel zu bedeuten. Einige Familien treiben allerdings vorwiegend Ackerwirthschaft, ohne daß die meisten jedoch darum in allen ihren Gliedern und für immer den einheimischen Haupterwerbzweigen entsagten. Der Schenkwirth ist unweigerlich ein alter wohlhabender Schiffer, der sich von der See zurückgezogen hat, aber sich noch nicht völlig zur Ruhe setzen mochte, sondern seine Freude daran hat, die alten Genossen und Nachbarn und den lustigen Nachwuchs bei sich aufzunehmen, ihnen einen guten Trunk und Bissen vorzusetzen, wohlverstanden ohne sich selber dabei zu vergessen, mit ihnen zu rauchen, zu plaudern und auf Ehre und die alte richtige Seeweise zu halten. — Bei der Abgelegenheit des Dorfes ist ein Laden ganz am Platz, der allen vernünftigen Wünschen zu genügen vermag. Ein Schuster und ein zugleich als Schlosser arbeitender Schmied finden ein leidliches Auskommen, und seit sich vor einiger Zeit ein verkrüppelter Ortsangehöriger, nach in der Stadt bestandener Lehrzeit, als Schneider niederließ,

hat man alles, was man begehren kann. In den übrigen Handwerken versuchen sich die Einheimischen bei Gelegenheit selber und mit Extrabedürfnissen geduldet man sich bis zu den seltenen Fahrten in die Stadt. Von ihr muß freilich auch der Arzt geholt werden; allein das kommt selten vor. Denn in leichteren Fällen hilft man sich selber, und wo es wirklich einmal ernster wird, da ist die Hülfe des Doctors gewöhnlich auch schon eine vergebliche.

Wir haben oben gesagt, daß Boldershof ganz vereinzelt in seinem Küstenwinkel liegt, und dies ist auch insofern völlig richtig, als sich weder an der nordwärts streichenden Küste, noch am Meerbusen irgend eine andere Ortschaft zeigt und das nächste Dorf mehr als eine Meile weit tiefer im Lande gelegen ist. Diese Landstrecken an der See sind im Allgemeinen und mit Ausnahme einzelner Striche nicht fruchtbar genug, um Ansiedler herbeizuziehen. Trotzdem ergibt sich gewissermaßen eine Beschränkung unserer Angabe, indem wir, eine Viertelstunde nordwärts von Boldershof und ein paar hundert Schritt von der Küste entfernt, auf einer leichten und dennoch in dieser ebenen Gegend sehr bemerkbaren Bodenerhebung, eine Gruppe von Gebäuden erblicken, welche sich, wie etwa ein weitläufiger Wirthschaftshof, neben und vor einem schweren und dunkeln, schloßartigen Bau erheben. Das ist Schloß Bolder, vor hundert, ja selbst vor siebzig Jahren noch einer der vornehmsten und stolzesten Edelsitze des Landes, der Schmuck der ganzen Küstengegend, aufgesucht und bewundert wegen seiner fürstlichen Einrichtung und seiner prächtigen Gärten, von allen in die Nähe gelangenden Fremden, und jetzt nebst seiner gesammten Umgebung wenig mehr als ein Haufe von Ruinen. Von den Nebengebäuden liegen ein paar schon fast völlig darnieder und ist anscheinend keines mehr im bewohnbaren oder sonst brauchbaren Zustande. Und wenn

ihr euch das Schloß selber näher anschaut, so bemerkt ihr nur allzubald auch an ihm den traurigsten Verfall. Ein Theil des Daches ist eingestürzt und aus manchen Fensteröffnungen ist nicht bloß das Glas, sondern auch bereits das Holzwerk verschwunden.

Wie das so kommen konnte? fragt ihr, und die Antwort ist keine besonders schwierige. Seht euch um im Lande und lest in der Specialgeschichte desselben nach und vergleicht das Gelesene mit dem Erschauten. Ihr erfahrt von zahlreichen alten, vornehmen Familien und einem Leben, das am Hofe, auf Reisen und in der Fremde, nur selten aber daheim auf den Besitzungen, verschwenderisch und üppig geführt wurde. Denn auf diesen Besitzungen thaten die meisten das, was sie sparen zu heißen liebten, d. h. sie warfen ihr Geld eben nicht geradeswegs zum Fenster hinaus. Und da ihnen dies Sparen ausnehmend achtungswerth, aber auch außerordentlich langweilig erschien; und da der Zustand der längst vernachlässigten Besitzungen kein blühender war und die alten Häuser, meistens in Verfall gerathen, zuerst wieder hergestellt und eingerichtet werden mußten, um den Ansprüchen ihrer verwöhnten Besitzer zu genügen, — so scheute man das Sparen, die Langeweile und die Herstellungskosten und blieb lieber ganz fort und ließ alles „nach dem Willen Gottes" weiter gehen. Später kam man gar nicht mehr und zuletzt veräußerte man den wenig einträglichen, abgelegenen Besitz, so daß allmählich die alten Geschlechter und Namen verschwanden und eine praktischere und nüchternere Generation an ihre Stelle trat, neue Namen, neue Menschen und neue Kräfte, welche weniger an die Vergangenheit als an die Gegenwart dachten und dieser gerecht zu werden strebten, den alten räucherigen und kostspieligen „Plunder" forträumend und statt seiner sich eine neue, um vieles anspruchslosere Heimstätte gründend. So gingen auch die alten Adelsschlösser zu Grunde und selbst die Ruinen ver-

schwanden. Die Steine und der Grund und Boden ließen sich nützlicher verwenden.

Wo man auf eine Ausnahme stößt, einem der alten Namen begegnet und gar noch eines der alten Häuser trifft, da darf man denn auch schon auf etwas Besonderes rechnen. Man lernt dann Menschen kennen und erfährt von einem Leben, das vielleicht reich ist an Ehre und Würde, an Tüchtigkeit, an Glück und Segen; aber man schaut zuweilen auch in ein anderes, das von all solchen Vorzügen nichts aufzuweisen hat. Da hält die Thorheit Haus, da ist der Unsegen daheim, und wie der Mensch auch ringt und sich müht, der Untergang rückt näher und näher, um endlich Schuldige und Unschuldige zu verschlingen. So trifft's bei dem alten Hause zu, vor dem wir stehen, und bei denen, die es vordem als die Krone ihrer Besitzungen hochhielten.

Die Herren von Bergen zählen zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes. Seitdem die historische Zeit für diese Gegenden begonnen hat, erscheint ihr Name stets unter den wichtigeren Urkunden, und wo von Krieg und namhaften Thaten berichtet wird, begegnet uns fast überall auch einer von den Bergen. So geht es durch die Jahrhunderte mit wachsendem Ansehen weiter. Allmählich finden wir sie als Barone, endlich sogar als Grafen und erfahren von einem Reichthum und einem Einfluß, welche sie weit über ihre sämmtlichen Standesgenossen erheben. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts führt ein Graf Heinrich Otto von Bergen die Truppen seines Landesherrn zur kaiserlichen Armee in Ungarn. Dort zeichnet er sich unter dem Prinzen Eugen auf das rühmlichste aus, trägt nicht wenig zum Siege bei Zenta bei und erwirbt sich, der kaiserlichen Gesandtschaft zugeordnet, bei den Carlowitzer Friedensverhandlungen so viel Verdienste, daß Kaiser Leopold in einem Anfall von ungewöhnlicher Dankbarkeit und

Großmuth ihn und seine Familie in den Reichsgrafenstand erhebt, ja ihn sogar mit einer kleinen, eben an's Reich heimgefallenen Grafschaft belehnt.

Durch diesen neuen Rang gelangte das Geschlecht in seiner Heimat und unter seinen Standesgenossen zu einer völligen Ausnahmsstellung, denn es gab in diesen Gegenden bisher keinen Reichs-, sondern nur einen Landesadel, der in erster Linie seinem einheimischen Fürsten unterthan war. Fortan erschien dies Verhältniß durch ihre neue Reichslehnsträgerschaft nicht unbedeutend verändert, und wenn auch die Bergen für ihre alten Besitzungen die Unterthanen ihres bisherigen Landesherrn blieben, so standen die Reichsgrafen demselben nun dennoch in verhältnißmäßiger Unabhängigkeit, ja in einer Art von Ebenbürtigkeit gegenüber und durften Ansprüche erheben, an welche bisher weder sie selber noch irgend ein Anderer, geschweige denn das fürstliche Haus gedacht hatte.

Dies alles trat um so schärfer hervor, als die Familie die neue Würde keineswegs wie etwas Gleichgültiges aufzufassen beliebte, vielmehr dieselbe mit stolzestem Selbstgefühl der Welt entgegenhielt, mit außerordentlichem Hochmuth ihren Vorrang behauptete und schier verächtlich selbst auf ihre früheren Standesgenossen herabzublicken begann. Und wiederum wurde auch dieses um so auffälliger und empfindlicher, da die Bergen nicht etwa auf ihre Besitzungen im Reich übersiedelten, sondern auf den einheimischen Gütern wohnen blieben und, wie man es alsbald im Lande und selbst in den Adelskreisen spottend zu bezeichnen pflegte, Hof hielten. Es war freilich diesem Spott bei den Meisten bald ein gut Theil Neid, bald nicht wenig ehrliche und wirkliche Bewunderung beigemischt. Denn man mußte am Ende wohl zugestehen, daß der außerordentliche Aufwand und Prunk, den die Familie trieb, einerseits durch ein sehr großes Vermögen erklärt und unterstützt wurde,

und andrerseits allerdings der Erhaltung ihres Ranges und ihrer Würde galt, aber vor allem doch auch ihren Besitzungen und ihren Unterthanen — damals gab es noch solche! — zu Gute kam. Da sie nur selten und wie zum Besuch an den Hof gingen, sich aus dem Staatsdienst völlig zurückgezogen hatten und fast immer auf ihren Gütern residirten, so geschah für diese letzteren um vieles mehr, als es auf den Besitzungen des übrigen, meistens abwesenden Adels der Fall zu sein pflegte. Denn man hatte in der Familie den immerhin rühmenswerthen Stolz, daß alles, was den Reichsgrafen von Bergen zu eigen war, die Schlösser und die Gärten, die Wälder und die Felder, die Dörfer und die Menschen, sich schon durch ihren Zustand vor allen übrigen unterschieden und sich vor ihnen auszeichneten.

Ihr Hauptsitz war und blieb, seit es ihr Eigenthum geworden war, Schloß Bolder; jener erste Reichsgraf Heinrich Otto hatte diese große Besitzung mit der Erbtochter und dem letzten Sprossen der früher hier hausenden Familie erheirathet. Auf die Wiederherstellung und Ausschmückung des alten Hauses, auf die Erweiterung und Verschönerung der Gärten, auf die Kultur der verhältnißmäßig öden und unfruchtbaren Umgebung verwandten sie, Generation auf Generation, unermeßliche Kosten und eine niemals rastende Mühe und Sorge, und erreichten es, daß das Schloß, wie wir oben schon sagten, der prächtigste Herrensitz des Landes und der Stolz der ganzen Gegend wurde. Es ward eine wahrhaft fürstliche Besitzung, und wenn man vordem die Vorliebe der Bergen für den Platz und ihre rastlose Thätigkeit für denselben achselzuckend für räthselhaft oder eine Laune erklärt hatte, so fand man sie im Laufe der Zeit immer berechtigter, und selbst der Landesherr gestand bei einem Besuch, daß er nichts besitze, was sich Schloß Bolder und seiner Umgebung an die Seite stellen lasse.

Allein auch die Bergen sollten nach vielen Jahren des Glücks, des Ansehens und des Hochmuths die traurige Wahrheit des alten Sprichworts erfahren: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ — War der ungeheure Aufwand, mit dem die Familie lebte, selbst für das fürstliche, anscheinend unerschöpfliche Vermögen dennoch allzu groß gewesen, oder waren besondere Verluste eingetreten, von denen die Welt nichts erfuhr, oder machte sich endlich auch hier die Erschütterung geltend, die sich in Folge der großen Revolution von Frankreich aus über ganz Europa, vorzüglich aber in das ohnehin bereits zerrüttete Deutschland fortpflanzte — genug, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war es in den sich für dergleichen interessirenden Kreisen kein Geheimniß mehr, daß es mit den Reichsgrafen von Bergen, wie man das zu heißen pflegt, ernstlich bergab ging. Man sah, daß einzelne, freilich werthlosere Güter verkauft wurden; man beobachtete eine allmähliche Beschränkung des bisherigen Aufwandes und eine zunehmende Vereinfachung des prunkenden Haushaltes, und wer in der Familie selber verkehren durfte, bemerkte auf der Stirn des jetzigen, noch jungen Gebieters und seiner stolzen Gemahlin die schweren, düsteren Sorgen, welche endlich auch in dies Haus ihren Einzug gehalten hatten.

Und kein Unglück kommt, wie es wiederum im Sprichwort heißt, allein. Ein paar Jahre später wurde die Reichsgrafschaft gleich allen anderen ihres Gleichen mediatisirt, dem nächsten größeren Fürstenthum einverleibt und ging, abwechselnd von französischen und deutschen Truppen besetzt und ausgesogen, dem völligen Ruin entgegen. Statt ihrem Besitzer ein Einkommen zu gewähren, nahm sie in stets wachsendem Maße seine weit über seine Mittel gehende Hülfe und Unterstützung in Anspruch. Dazu kam in der alten Heimat die plötzliche Aufhebung der Leibeigenschaft, und die Ablösungs=

summen der nach Selbständigkeit verlangenden Plätze, wie vor allem des benachbarten Boldershof, entsprachen bei weitem nicht den bisher aus diesen Besitzungen gezogenen Vortheilen. Kurz der Verlust drängte auf allen Seiten heran und würde schon unter gewöhnlichen Umständen ein sehr empfindlicher, ja überaus ernster gewesen sein, während er bei dem jetzigen Stande der Dinge ein geradezu verderblicher zu werden drohte. Der Graf wehrte sich nach Kräften. Er begann mit Boldershof einen Prozeß, der die Entscheidung mit allen möglichen Advokatenkniffen allerdings weit hinauszuschieben verhieß, aber auch voraussichtlich ein sehr kostspieliger werden mußte und endlich dennoch den Sieg des Herrn als einen sehr fraglichen erscheinen ließ. Denn die Boldershöfer Fischer und Schiffer, welche schon seit langem gegen das Unterthanenjoch rebellirt und ihre Freiheit bald zu ertrotzen, bald zu erkaufen versucht hatten, gaben dem Gebieter an Entschlossenheit und vermuthlich auch an Mitteln nichts nach und hatten am Ende nicht nur das neue Recht für sich, sondern wurden auch von der allgemeinen Strömung wider den Adel und seine Vorrechte begünstigt, welche hierzulande, so gut wie allerwärts, alle übrigen Stände ergriffen hatte.

Da, es war im Spätherbst des Jahres 1805, wurde Graf Hermann, der noch junge, energische und kräftige Mann, nach einer Fahrt zu seinem Geschäftsführer in der Stadt, von einer Lungenentzündung befallen und starb nach wenigen Tagen. Von seinen Kindern waren nur die beiden ältesten, ein paar erst seit kurzem erwachsene Mädchen, am Leben geblieben. Der Sohn, auf den die Eltern bisher vergeblich gehofft hatten, und der nun wirklich einige Wochen nach dem Tode des Grafen geboren wurde, starb dem Vater in wenigen Tagen nach. Und damit hatte das Unheil, dem Graf Hermann sich bisher so mannhaft entgegengestemmt, freie Bahn erhalten. Die

Reichsgrafschaft wurde sogleich von dem neuen Landesherrn eingezogen; von den einheimischen Besitzungen, welche ihr an Umfang nicht nachstanden und an Werth, vollends gegenwärtig, sie weit übertrafen, fiel ein großer Theil an Lehnsvettern, während auf den Rest der Fürst selber die Hand legte. Dagegen wurde allerdings nicht nur von den Lehnsvettern, sondern auch von einer fremden Herrschaft, von der Wittwe des bisherigen Besitzers und endlich sogar von den Gläubigern Einspruch erhoben, welche dem verstorbenen Grafen, wie sich nun zeigte, auf diese, nicht zum Majorat gehörenden Güter, sehr hohe Summen geliehen hatten. Es begann auch hier ein Prozeß, dessen Ende gar nicht abzusehen war.

Unbestrittenes und unbelastetes Eigenthum der Wittwe und ihrer Töchter blieb nichts als die Herrschaft Bolder, welche jedoch, trotz aller auf sie verwendeten Mühe, Arbeit und Kosten, im Grunde nichts anderes als ein überaus kostspieliger Luxusbesitz war, und seinen Eigenthümer, vollends wenn das Fischerdorf verloren ging, fast unmöglich in einigermaßen anständiger Weise zu erhalten vermochte.

Nun war es aber mit den angeführten Unfällen und Widerwärtigkeiten leider bei weitem noch nicht des Unglücks für die schwer heimgesuchte Familie genug. Zu jener Zeit fegten die Napoleonischen Kriegsstürme Jahr aus, Jahr ein verheerend durch das arme Deutschland, und Preußens Niederlage von 1806 führte die Franzosen und ihre Verbündeten auch in unsere Gegend. In den Städten waren die Lasten kaum noch zu ertragen, und das platte Land unterlag denselben in einer Weise, als würde es sich niemals wieder aufzuraffen vermögen. Damals nahm der Wohlstand auch von den besten und solidesten Familien Abschied, wurde die Armuth eine allgemeine und waren die herbsten Entbehrungen für alle Welt an der Tagesordnung.

Die Gräfin von Bergen hatte mit ihren Töchtern schon bei dem ersten Einmarsch der Franzosen das vollständig schutzlose Schloß verlassen und in der nächsten Stadt ein Unterkommen gesucht, nicht besser, sondern noch übler daran als ... e ihres Gleichen, da das ihr gebliebene, ohnehin auf das äußerste beschränkte Einkommen jetzt ganz versiegte, während die von allen Seiten an sie herandrängenden Forderungen nicht geringer wurden, sondern stets sich mehrten. Dazu begann der ungemessene Hochmuth der einer kleinen fürstlichen Familie entstammenden Dame, durch den sie seit langem alle Welt verletzt hatte, sich jetzt an ihr auf das empfindlichste zu rächen. Sie besaß keine Freunde und erhielt, auch wenn sie sich zur Annahme derselben herabgelassen hätte, keine Unterstützungen. Jedermann, und nicht am wenigsten der Landesherr und seine Regierung selber, hatte Mühe genug, sich und die Seinen selbst oben zu erhalten und war nicht mehr im Stande, daneben noch für Andere zu sorgen. Die eigene, gleichfalls mediatisirte Familie der Gräfin war in den letzten Jahren von Sterben und Verderben heimgesucht worden und — es ging damals öfters so! — fast bis auf die Erinnerung an ihren Namen verschollen und verschwunden. Der nackte Mangel und die bitterste Noth kehrten bei der verwöhnten Familie ein und zwangen sie zu einem Leben und legten ihr Demüthigungen aller Art auf, denen die Mutter zumal nicht gewachsen war. Sie verschwand mit ihren Töchtern aus der Stadt und dem Lande.

Wo sie ein Unterkommen gefunden und wie sie sich durchgebracht haben könnte, erfuhr man niemals genau: man hatte freilich damals hier so gut wie auch überall anderwärts, sehr wenig Zeit sich mit anderen, nicht einmal befreundeten Menschen, ihren Schicksalen und Verhältnissen zu beschäftigen. Doch wollten Einige wissen, daß die Dame sich gleichfalls nach

Kassel, dem großen Abenteurernest der damaligen Zeit, gezogen habe, und Andere, die ihr oder ihren Spuren auch auf anderen Plätzen begegnet, waren mit den Ersteren darin einstimmig, daß die Rolle, welche die gestürzte Größe überall zu spielen schien, eine durchaus zweifelhafte, wo nicht gar anrüchige gewesen sei. Allein man hatte, wie bemerkt, daheim allzuwenig Interesse an der Erforschung der Wahrheit und würde die Familie vermuthlich vollständig vergessen haben, hätte nicht in juristischen Kreisen und zu Voldershof die Beendigung des Prozesses an sie erinnert, dessen Entscheidung, da die Herrschaft diese Angelegenheit seit ihrem Fortzuge nicht mehr betrieben hatte, nur zu ihren Ungunsten ausfallen konnte. Da die Ablösungssumme der Voldershöfer zu Deckung der ungeheueren Kosten nicht ausreichte, so wurde der werthvollste Theil der Herrschaft Volder, der große Forst, in Beschlag genommen und, ungeachtet des vom Gutsverwalter erhobenen Einspruchs, gerichtlich verkauft. Der andere, große Güterprozeß währte indessen noch unausgesetzt fort, und es war bemerkenswerth, daß der Geschäftsführer und Vertreter des gräflichen Hauses für ihn fortwährend nicht nur mit Instructionen, sondern auch mit Mitteln versehen wurde.

So blieben die Dinge, bis man eines Tages im Sommer 1814 zu Voldershof und wo man sich sonst in der Umgegend dafür interessirte, in Erfahrung brachte, daß Schloß Volder wieder von der Herrschaft aufgesucht worden sei. Es war indessen, wie sich alsbald ergab, nur die älteste der beiden Töchter, die Gräfin Gertrud, zurückgekehrt, ohne andere Begleitung als diejenige einer älteren, schon seit langem in der Familie einheimischen, ja sogar aus dem Fischerdorf stammenden Dienerin. Die Mutter, erfuhr man von ihr, war im Winter gestorben, die jüngere Comteß, Gabriele, im Hessischen auf das günstigste an einen vornehmen Herrn verheirathet.

Die ältere, welche unvermählt geblieben war, hatte sich draußen bei der Schwester und in ihren bisherigen Kreisen nicht heimisch gefühlt und suchte daher den einzigen Platz wieder auf, den sie auf der Erde noch ihr Eigenthum heißen durfte. Sie habe von Anfang an Heimweh gehabt, gab die Dienerin an, und für den Fall ihrer Selbständigkeit, die Heimkehr von jeher in Aussicht genommen.

An dies Heimweh und an die unauslöschliche Liebe der Einheimischen zu ihrer schlichten und verhältnißmäßig reizlosen Heimat mußte man bei Gräfin Gertrud allerdings wohl glauben, wenn man sie zurückkehren und bleiben sah, wo nichts mehr den Ansprüchen einer so hoch geborenen und vornehm erzogenen Dame zu genügen vermochte. Schloß Volder hatte, wie wir bereits angegeben haben, vordem schon zur alleinigen Erhaltung seines Glanzes ganz unverhältnißmäßige Summen verschlungen und war, als der letzte Graf dieselben nicht mehr herbeizuschaffen vermochte, augenblicklich in eine Art von Abnahme gekommen, d. h. es hatte sich über das Ganze ein gewisser altmodischer Hauch gelagert, der den bisherigen Ansprüchen und Forderungen seiner Besitzer wenig entsprach. Dann waren diese Besitzer und ihr Glück entwichen und hatten die Feinde und die schwere Zeit ihren Einzug gehalten, und wenn auch das ganze Land in der gleichen Weise heimgesucht wurde, so litt doch Schloß Volder mehr und härter als irgend ein anderer Platz. Es fand sich hier mehr zu zerstören und wurde auch mehr zerstört, als irgendwo sonst: die durchziehenden oder zuweilen auch sich wochenlang einlagernden Haufen hausten in erbarmensloser, geradezu barbarischer Weise und zerschlugen, zerrissen, verbrannten oder stahlen auch gelegentlich alles, was ihnen vor Augen kam, wie aus reiner Zerstörungslust. An eine Art von Ersatz, an eine, wenigstens versuchsweise Wiederherstellung, wie anderwärts, war hier gar nicht

zu denken. Der Verwalter hatte gar keine Mittel in Händen und Mühe genug, sich und den Seinen das nackte Leben zu fristen. Er mußte selbst die Bewirthschaftung des eigentlichen Gutes aufgeben, da ihm dazu alles, Menschen, Thiere, Schiff und Geschirr und Betriebsgelder, fehlte. Und als, wie wir oben erfuhren, auch der Forst verloren ging, der zum mindesten stets noch einen kleinen Ertrag geliefert hatte, da zog auch er mit seiner Familie davon, um nicht vollends zu verarmen und zu verhungern. Fortan blieb das Schloß und die Besitzung ein paar Jahre lang der Obhut des früheren Kastellans anvertraut, der im Schlosse geboren und in seinem, schon vom Vater und Großvater ererbten Dienste grau geworden, die Treue gegen die verschollene Herrschaft allein nicht verleugnete. Er suchte zu erhalten und zu retten, was zu erhalten und zu retten war, und brachte sich und die Seinen durch, so gut es gehen wollte.

Als Comtesse Gertrud zurückkehrte, war der Verfall so groß, daß man alle Mühe hatte nur ein paar Gemächer neben einander aufzufinden, wo die Fenster noch heil waren, die Thüren Schlösser hatten, die Kamine leidlich zogen und die Decken nicht den Insassen auf die Köpfe zu fallen drohten. Es war ein Glück, daß die Polterkammern unter dem Dach von den Einquartierungen nur selten und nicht in zerstörender Weise heimgesucht worden waren: so ließ sich für die Gebieterin doch ein Mobiliar zusammenstellen, das, ob auch aus den verschiedensten Zeitaltern stammend, wenigstens noch auf seinen Füßen stand und zum Gebrauch dienen konnte.

Die Gebieterin hatte über den trostlosen Zustand ihres Eigenthums sich weder überrascht, noch betrübt gezeigt, geschweige denn eine Klage laut werden lassen. Sie nahm alles an, wie es war, und fand sich in das, was man ihr zu bieten vermochte, ohne einen weitergehenden Wunsch, ohne Einwen-

dung, ja ohne irgend eine Bemerkung. Sie bemühte sich auch um nichts, was wie eine Besserung und Wiederherstellung ausgesehen hätte, sei es, weil ihr wirklich alle Mittel fehlten, sei es, weil sie dieselben nur zu einem solchen Zweck nicht verwenden wollte. Das Einzige, was sie zur Erleichterung, oder vielmehr zur Ermöglichung des Lebens in einer solchen Beschränktheit beitrug, war eine sehr geringe Summe, die sie gleich Anfangs dem alten Woolbeck, dem Kastellan, übergab, damit er womöglich ein paar Kühe und einiges Geflügel anschaffen könne. „Spare Er", hatte sie dabei mit düsterem Ausdruck gesagt, „ich besitze keine Nachschüsse, aber ich mache auch keine Ansprüche."

Es war richtig: in diesem, ja selbst in noch viel weiterem Sinne, wurde von Ansprüchen an Gräfin Gertrud nie und nirgends etwas sichtbar. Ein dürftigeres Leben, als man es in den Ruinen von Schloß Bolder führte, war selbst in der ärmsten Fischerhütte von Boldershof schwerlich zu finden, aber die Dame ertrug es voll Geduld und schweigend und fügte sich klagelos in alle Entbehrungen und den wirklichen Mangel, welche sie und ihre Hausgenossen nur allzuhäufig heimsuchten. Sie beanspruchte keine Bequemlichkeit, wie sie doch auch der am wenigsten Verwöhnte von uns für selbstverständlich, ja unentbehrlich erklärt; sie verlangte nach keinem Genuß, den sich auch der Aermste von Zeit zu Zeit zu verschaffen sucht. Man vernahm niemals ein Wort der Sehnsucht nach dem Glanz und der Pracht der Vergangenheit, nach dem bunten Leben in der großen Welt. Und dennoch stand sie zur Zeit, als sie im Schlosse wieder erschien, noch in den Zwanzigern, und ihre Erscheinung war von der Art, daß ihr auch in den höchsten Kreisen eine der ersten Stellen gesichert bleiben mußte.

Aber freilich, in anderem Sinne fehlte es, wie man behauptete, an „Ansprüchen" keineswegs. Gräfin Gertrud, hieß

es, war gleichfalls eine von jenen, für welche die Lehren des Schicksals verloren gehen, die in der Ferne, in Noth und Kummer, nichts zu lernen und nichts zu vergessen verstehen. Die Anmaßung und der Hochmuth des Bergen'schen Geschlechts, die vordem alle Welt verletzt, erbittert und zurückgestoßen hatten und, als der Sturz entschieden war, durch die grausamste Theilnahmlosigkeit, ja durch schwere Demüthigungen bestraft wurden, — sie sollten in Gertruds Natur und Charakter noch einmal zur vollsten Herrschaft gelangt sein und sich in all' ihrem Thun und Lassen auf das schärfste wiederspiegeln. Was man von ihr auch sah und erfuhr, auf diese Quelle wurde alles zurückgeführt, in dieser Richtung alles gedeutet. Daß sie alle, von dieser oder jener Seite ihr unter der Hand angebotenen Unterstützungen schroff zurückwies; daß sie jeden Verkehr ablehnte und sich gegen alle Welt völlig abschloß; ja daß sie noch immer jenen großen Güterprozeß weiter führte und für ihn stets Mittel fand, und was dergleichen mehr war — es war nichts als der alte Bergen'sche Hochmuth.

Davon wußte man, wie sich begreifen läßt, nirgends mehr zu reden, zu spotten und zu höhnen, als zu Voldershof, wo man mehr von ihr sah und erfuhr, als irgendwo sonst im Lande und von Zeit zu Zeit, ob auch sicherlich nicht auf ihre Veranlassung oder ihren Wunsch, mit ihr wohl oder übel in Berührung kam. Die Stimmung zwischen dem Schloß und dem Dorf, zwischen der damaligen Herrschaft und ihren widerspenstigen Unterthanen war, wie wir erfuhren, schon seit langem eine nichts weniger als freundschaftliche gewesen, und später, als die Ablösung in Aussicht stand und der Prozeß begann, zu einer völlig feindseligen geworden. Jetzt, wo man von einander getrennt war, wurde das Verhältniß um nichts besser. Für Gräfin Gertrud war der Ort mit allem, was darin, so gut wie gar nicht vorhanden; sie passirte ihn nur

ein paarmal im Jahre bei einem Kirchgange. Von dem Spott der Bewohner über ihre altmodische Erscheinung vernahm sie nichts, und die gegen sie und ihr Eigenthum zuweilen versuchten Feindseligkeiten derselben beachtete sie nicht. Als sie sich aber einmal wirklich wehrte, traf sie die Voldershöfer auch auf das Allerempfindlichste. Die Bewohner hatten nämlich ihre allerdings sehr beschränkte Feldmark allmählich ohne lange zu fragen durch die Hinausrückung der Grenzen in das anstoßende, seit Jahren brachliegende gräfliche Eigenthum hinein zu vergrößern gewußt und auf den Protest der Dame nur achselzuckend erwidert, haben müßten sie's, denn sie brauchten's, zahlen wollten sie auch. Wenn die Gräfin aber nicht nachgebe, möge sie's nur mit dem Gericht versuchen. Gräfin Gertrud wählte jedoch einen anderen Weg. Sie verkaufte das gesammte Areal zwischen dem Schloß und dem Dorf an einen Speculanten in der Stadt, der seine Rechte entschiedener zu wahren verstand, und die grimmigen Dörfler, welche nach nichts weniger als nach einem neuen, unbequemen, streitlustigen Nachbar verlangten, hatten sich durch ein schweres Draufgeld von ihm zu befreien.

Diesen „Streich", wie man es hieß, vergaben die Voldershöfer lange nicht, ja zum Theil niemals. Der Kastellan und die Seinen, selbst die alte, ursprünglich doch ortsangehörige Dienerin durften sich damals kaum im Dorfe sehen lassen. Und da man der Gräfin sonst nichts anhaben konnte, so trieb man's wenigstens immer ärger mit seinem Spott über ihre Erscheinung und ihr Leben und hieß sie voll gespreizter Verachtung die „Bettelprinzeß." Mit dem letzten Theil dieses Beinamens war die Dame allerdings auch früher schon, als junges Mädchen, ja bereits als Kind, hie und da im Lande beehrt worden — war sie doch die Tochter der Mutter, welche aller Welt ihre fürstliche Abstammung entgegengehalten

hatte, und selber von früher Jugend auf stets in der anspruchsvollsten Weise aufgetreten! —

So ging das Leben fort, voll Einsamkeit und Entbehrungen aller Art, und es verflossen allmählich vierzig Jahre seit dem Tage, an welchem die Gräfin heimgekehrt war. Schloß Bolder wurde alljährlich ruinenhafter und seine Herrin ward mehr und mehr zur alten Dame. Der Kastellan und seine Frau waren längst gestorben und die Dienerin eine gebrechliche Greisin geworden. Allein Gräfin Gertrud kam darum nicht zu kurz. Die Familie des Kastellans, die wie gesagt, seit unvordenklicher Zeit bei dem Grafen von Bergen und in Schloß Bolder daheim gewesen war, verleugnete auch in ihren letzten Sprossen die stete Treue nicht. Der Sohn des Kastellans und die Tochter, beide jetzt gleichfalls schon bejahrte Leute, blieben bei der Herrin, der eine als Haus-, Hof- und Gartenverwalter und Factotum, die andere zum Ersatz für die alte, kaum noch dienstfähige Sophie.

So war denn alles so ziemlich ebenso geblieben, wie es gewesen war; selbst der große Güterprozeß wurde von der Gräfin Gertrud mit Energie und mit Mitteln weiter geführt, von denen kein Mensch begriff, woher sie dieselben zu nehmen vermochte. Ganz neuerdings war aber auch etwas wirklich Neues passirt. Im vergangenen Herbst hatte nämlich die Landpost einen Brief an die Gräfin gebracht — ein schier unerhörtes Vorkommniß! — Einige Tage darauf wurde dem Postboten ein Schreiben der alten Dame eingehändigt, gerichtet in großen altmodischen Schriftzügen „An das hochwohlgeborene Freifräulein Claudine von Schefflaar", und drei oder vier Wochen später brachte ein schlichter und nicht schwerbeladener Lohnwagen aus der Stadt eine weitere Bewohnerin nach Schloß Bolder. Der Kutscher, der natürlich im Dorfe ausspannte und fütterte, konnte nicht genug sagen,

wie schön, höflich und bescheiden die junge Dame gewesen sei, obgleich doch ihre Vornehmheit aus jedem Blick, aus jeder Bewegung, ja aus jedem, selbst dem schlichtesten Wort sich deutlich genug habe erkennen lassen.

Man bekam von ihr in Boldershof wenig oder nichts zu sehen. Der Winter von 1853 auf 1854 war ein äußerst unfreundlicher, stürmisch und schmutzig, und ließ jedermann am liebsten in seinen vier Pfählen weilen. Ein paar mal indessen sah man den neuen Ankömmling bei einem Kirchgange und mußte wohl zugestehen, daß das Urtheil des Kutschers durch ihre Erscheinung gewissermaßen bestätigt wurde: sie machte einen entschieden günstigen, d. h. zur Achtung zwingenden Eindruck. Es gab in dem kleinen Orte allerdings auch jetzt noch Manche, welche die alte Feindschaft gegen die Comtesse Gertrud zur Schau trugen und „die Bettelprinzeß“ mit Spott und Hohn verfolgten. Im Kerne der Bevölkerung war jedoch die Stimmung allgemach eine ruhigere und vernünftigere geworden. Man liebte die alte Dame nicht, aber man haßte sie auch nicht mehr: sie gehörte nun einmal gewissermassen zu Boldershof. Und für ihren jungen Gast empfand man nur eine Art von Mitleiden, daß das arme Kind in so trübseligen Verhältnissen zu leben gezwungen sei.

2.

Günstige Anzeichen.

Der Gasthof zu Boldershof führte kein lockendes und prahlendes Aushängeschild. „Gasthof" hieß er und war ein langes, einst adeliges Haus, wo das Dach auf dem Parterre=geschoß lag und nur noch ein paar Mansarden enthielt, in denen allenfalls ein Fremdling hätte untergebracht werden können. Aber das war ein Fall, der selten genug eintrat, denn wer von auswärts nach dem Ort kam, fand sein Unter=kommen bei Verwandten oder Freunden und blieb nicht länger, als er eben mußte. An der Landstraße lag das Dorf, wie wir erfuhren, nicht und war auch kein eigentlicher Hafen oder Handelsplatz, auf welchem namhafte Geschäfte zu machen ge=wesen wären.

Nein, der „Gasthof von Gottfried Prees" war nur für Boldershof da und nicht für Fremde, aber freilich, ohne daß er darum irgend einem anderen Hause dieser Größe nachge=standen hätte. Im Gegentheil, er übertraf, ob er auch den Ruhm nicht hatte — denn wer kannte ihn auswärts? —, in mehr als einer Richtung alle übrigen Gasthöfe in weitem Umkreise durch die Vortrefflichkeit von allem, was er seinen Gästen zu bieten hatte; durch die Behaglichkeit und Be=quemlichkeit seiner Einrichtung; durch die ruhige und aufmerk=same Bedienung und nicht am wenigsten durch die tadellose und glänzende Sauberkeit in allem und jedem, was Einem vor Augen oder unter die Hände kam. Endlich, um noch zwei weiterer, unschätzbarer Vorzüge zu gedenken, war Gott=

fried Prees ein Wirth, wie er sich auf diesem Platz und unter diesen Verhältnissen gar nicht besser denken ließ, und die Lage des Hauses die ausgezeichnetste, welche man nicht nur zu Boldershof, sondern überhaupt in allen Küstenplätzen finden konnte und wie ein alter Seefahrer sie für seinen Ruheplatz am Lande nur irgend zu wünschen vermag.

Da lag das Haus mit seinen reinlichen weißen Wänden unter dem rothen Ziegeldach, mit grünen Läden und Thüren und spiegelnden Fenstern: die Sauberkeit und Behaglichkeit leuchtete ihm, konnte man sagen, schon aus den Augen hervor! Ein paar Bäume im Garten vor der Front gewährten angenehmen Schatten in der guten Jahreszeit und boten in der schlechten einen sehr willkommenen Schutz gegen den Südoststurm, der nicht selten mit schier vernichtender Gewalt über die See daherbraust. Denn das Haus lag frei, als das äußerste des Orts, gegen den Strand zu und grade dem kleinen Hafen gegenüber, wo die Boote der Fischer und gelegentlich anlangende Küstenfahrer genügenden Raum und einen guten Ankergrund fanden. Und wenn man drinnen an einem Fenster der Giebelseite saß oder sich einen Platz im Vorgarten aussuchte, so hatte man nicht bloß den Hafen mit seinem, selbst zu Boldershof stets rührigem Leben, sondern auch den Meerbusen, die Insel, ja die ganze offene See vor sich, mit allem, was sich auf ihr beobachten ließ.

Das, denken die Landbewohner meistens, sei aber auf solcher Stelle, wo es sich nicht um das rastlose Wogen und Treiben der Menschen und ihres Handels, sondern nur um die Natur allein handelt, nicht der Rede werth, und vollends wer dort von Jugend auf daheim und nicht durch eine ungewöhnliche Bildung bevorzugt sei, könne dort draußen wenig finden, was seine Augen und Gedanken zu fesseln vermöge. Allein darin irren die klugen Leute eben. Denn grade die

Einheimischen, welche das Bild tagein, tagaus vor Augen haben, finden dort immer etwas zu sehen, und sei es auch nur der Wellengang, die Windrichtung und der Wolkengang, ein Segel am Horizont oder eine Rauchlinie — gleichviel, für sie ist stets neuer Stoff da zum Denken, zum Erinnern, zum Reden. Und was so ein wichtiger alter Schiffer oder Fischer ist, weiß sich in seinen behaglichsten Stunden keinen besseren und willkommneren Ruheplatz als denjenigen, der ihm sein altes Gebiet in der weitesten Ausdehnung zu überblicken erlaubt.

Das zeigte sich auch jetzt, wo wir uns zum erstenmale dem „Gasthof" nähern. Es war in den Augen und nach dem Urtheile der Strandbewohner ein überaus schöner Morgen zu Anfang des August. Am Himmel trieben nur in höchster Höhe einzelne leichte weiße Wölkchen hin, scharf abstechend von dem glänzenden Blau des weiten Gewölbes; die Sonnenstrahlen erfüllten die ganze Luft und breiteten sich in goldener Fluth über alles Land umher und spiegelten sich blitzend und blendend in den kurzen Wellen, welche kühl und frisch über die See herankamen und die im Hafen liegenden Boote auf und nieder schaukeln ließen. Denn hinter ihnen drein flog der Wind, der selten rastende Gesell, am heutigen Morgen mit fröhlichster Lust und schwirrte durch den Zaun des Gärtchens, zu den Sonnenblumen, den Rosen und Lilien, dem Rittersporn, den Studentenblumen und der „brennenden Liebe", daß sie alle aus ihrer träumerischen Beschaulichkeit auffuhren und sich munter zu regen begannen; er jagte die Schmetterlinge vor sich her, er brachte Leben in die leuchtend grünen Kronen der Kugelakazien und warf mehr als eine Frucht von den Apfelbäumen herunter, durch die Ranken, welche die Laube in der Ecke nicht allzudicht übersponnen hatten.

Für einen Fremdling und ein rechtes Landkind wäre der zuletzt genannte Platz zu dieser Stunde sicherlich allzu luftig gewesen. Aber dem bejahrten Manne, der dort hinter dem schlichten Tische saß, dem war es grade recht, und er machte sich nichts draus, daß es ihm hübsch frisch in den Nacken wehte und die langen grauen Haare ihm zuweilen von der Schläfe weit über die Stirn und vor die Augen flogen. Er hatt' es sich so recht bequem gemacht, die Arme breit auf den Tisch gelegt, und sein scharfes hellblaues Aug' flog unter dem weißen, ein wenig struppigen Brauen hervor, über den kleinen Platz und den Hafen hin, in die Weite der See hinaus.

Mittlerweile kam vom Hause her ein zweiter, dem das Wetter gleichfalls nicht zu luftig war. Dieser hatte sogar nicht einmal einen Rock an, aber freilich war auch seine Leibesbeschaffenheit mehr für die Kälte als für die Wärme geeignet, denn es war überhaupt ein kolossales Stück Menschenfleisch, das sich hier im schmalen Steige entlang schob. Gottfried Prees war ein Wirth, wie er im Buch steht, und hatte am Strande entlang und weit in's Land hinein ein bei weitem größeres Ansehen, als der ganze Ort Boldershof, da er, so viel man wußte, der dickste Mann dieser Gegend war. Und es war überdies in dieser seiner Erscheinung etwas, daß ihm alle Welt auf den ersten Blick gewann: man mußte seine Freude an ihm haben, wie er seine Fülle trug, wie er sich augenscheinlich so grundwohl in seiner Haut fühlte, und wie er so ganz und gar mit Gott und aller Welt und vor allem mit sich selber zufrieden war.

Das sah man auch jetzt, wie er daher kam, Schweißperlen auf der rothen Stirn und blasend vor Hitze und dennoch mit einem Ausdruck der behaglichsten Selbstgenügsamkeit in jedem seiner breiten Züge, die Cigarre zwischen den dicken

Lippen, in der einen Hand ein ganzes Kistchen und in der anderen eine kurzhalsige Flasche und ein paar Gläser — ein rechter Wirth. Denn damit unsere Leser nicht etwa glauben, daß wir uns in unseren Schilderungen widersprechen, so müssen wir hier anführen, wie es unter Gottfried's Gästen einige gab, die er selber zu bedienen pflegte, weil sie nämlich Stunden zu wählen pflegten, wo die Hausgenossen anderweitig beschäftigt waren, und obendrein die Gegenwart und Betheiligung ihres Wirths am Frühtrunk als selbstverständlich voraussetzten.

Nun war er heran und stellte sein Gepäck, wie man's heißen mußte, mit einem erleichternden Stöhnen auf den Tisch, langte das rothbunte Sacktuch hervor, das im Aermelloch der aufstehenden Weste stak, und trocknete den von der Stirn und den breiten Wangen rieselnden Schweiß ab; darauf blies er einen wahrhaften Strom von Luft aus den Lungen, hob mit sichtlicher Anstrengung zuerst das eine und hernach das andere Bein über die weder breite, noch hohe, Gottlob im Boden fest gepflöckte Bank und setzte sich nieder — stieß Gottfried Prees selber oder nur die unglückliche Bank den furchtbaren Seufzer aus, der vom Winde davon getragen wurde? Oder thaten sie's am Ende beide? Verdenken konnte man's ihnen in gerechter Würdigung der beiderseitigen Strapaze eigentlich keineswegs.

„Uf!“ sagte Gottfried und wischte sich von neuem den Schweiß ab, schob durch eine Lippenbewegung die Cigarre von der rechten in die linke Mundecke und rückte unter erneuertem Stöhnen der Bank, augenscheinlich einigermaßen genirt, ein wenig weiter auf ihre Mitte — du lieber Gott, auf diesen prachtvollen Bauch hatte der Zimmermann den Raum zwischen Bank und Tisch im Grunde wohl nicht berechnet! — „Uf — Donnerwetter —“

„Ja, siehst du, Gottfried, das kommt davon!" bemerkte der Gast, der sich dies ganze Gebahren vergnüglich mit angeschaut hatte, indem er aus dem Kistchen eine Cigarre herauslangte; „ließest du dir, wie ich längst gerathen habe, vor deinem Platz ein Rondel aus dem Tisch schneiden, so hätt' all' die Scheererei ein Ende."

„Schnack — hab' ich doch gestern noch Platz gehabt!" sagte der Wirth mit einem neuen Ruck und einem neuen Stöhnen.

„Gestern — ja gestern! Rechne einmal zusammen, was du seit gestern wieder beigestaut hast! Also, das Rondel, sag' ich!"

„Meinetwegen! Peter kann's nachher gleich ausschneiden. Na — Gottlob, so mag's gehen!" sprach der Wirth, der jetzt eine erträgliche Position gefunden zu haben schien, und zog die Flasche heran, öffnete sie und füllte die beiden Gläser mit einem goldfunkelnden Stoff. „Nun probir' ihn, ehe er verfliegt!" Und damit nahm er die Cigarre aus den Lippen, hob das Glas, kniff die Augen zu und schlürfte behaglich — „Der ist ächt, Caspar!"

Der Gast machte es ihm, wenn auch nicht ganz so kunstgerecht nach, und meinte gleichfalls, als er sein Glas halbgeleert wieder auf den Tisch stellte, mit ersichtlicher Befriedigung: „richtig! Ich habe ihn zu Syrakus nicht besser getrunken. Lüders bleibt ein guter Lieferant."

„Au!" sagte der Wirth dem eben ein halbreifer, nicht allzu kleiner Apfel auf den fast kahlen Kopf fiel, und erhob die Augen höchlich erstaunt zu der Krone des Baumes. „Weiß der Deutscher, was es mit den verflixten Aepfeln ist! Das bischen Luft — ha, was schreit denn da?" unterbrach er sich, da wirklich in diesem Augenblick vom Hafen her der laute Ruf einer Männerstimme herüberklang.

Auf dem kleinen Platz, welcher zwischen dem Gartenzaun und der Bootsstelle sich ausbreitete, war es zu dieser Stunde ziemlich still. Von größeren Fahrzeugen zeigte sich augenblicklich nicht eins am Ufer oder weiter draußen auf der Rhede, während eine ganze Reihe von nicht allzusauberen Fischerbooten bewies, daß ihre Mannschaft gegenwärtig zu Hause der Ruhe pflegte. Hie und da flickten einige wetterbraune Gesellen an einem von den großen Netzen; andere besserten ein auf den Strand gezogenes Boot aus und kalfaterten und theerten an ihm herum; Frauen saßen oder standen bei diesem und jenem Geschäft umher; Kinder sprangen dazwischen über den Platz oder spielten genügsam mit den kleinen Steinen und Muscheln, welche noch von dem letzten Sturme her ungestört auf dem mageren und zertretenen Rasen lagen. Und endlich fehlten auch, wenn man sich recht umschaute, ein paar von den alten Müssiggängern nicht, die nach vieljährigem und mühseligem Seeleben zur Ruhe am Lande gelangt oder gezwungen sind und den lieben langen Tag auf der Welt Gottes nichts zu thun haben, als umherzulungern oder auf den Hafenpfählen zu lehnen und einen endlosen Ausguck auf ihr früheres Gebiet zu thun. Aber trotz aller dieser verschiedenen Gestalten und Beschäftigungen gab es auf dem Platze nichts wie ein wirklich reges Leben. Von Hast und Lärm wissen diese Menschen kaum etwas, und selbst die Frauen rühren ihr Mundwerk nur auf ganz besondere Veranlassung einmal lebhafter. Und hätten nicht die Kalfaterer drüben an ihrem Boot geklopft oder sich zuweilen ein paar Kinderstimmen lustig oder zankend erhoben, so wäre die Stille eine schier vollkommene gewesen.

Um so auffälliger war daher auch der laute, lange Ruf, welcher den braven Wirth in seiner Naturbetrachtung unterbrach und nicht minder auch die Augen aller über den Platz

Zerstreuten aufschauen und sich demjenigen zuwenden ließ, von dem er ausgegangen war — einem von den erwähnten Müssiggängern, der dort am äußersten Pfahl der Hafenbucht gelehnt und bisher, seine kurze Pfeife rauchend, mit untergeschlagenen Armen lautlos in die See hinausgestarrt hatte. Jetzt jedoch hatt' er sich aufgerichtet, sein ausgestreckter Arm deutete in die Ferne und dazu klang der Ruf noch einmal — ebenso wenig verständlich, denn der Nordost war, wie gesagt, frisch und verwehte ihn.

Von dem Netz und dem Boot ging der eine oder der andere zu dem Rufer, die Kinder sprangen gleichfalls hinüber, und zu sehen mußte da draußen freilich etwas sein, denn es kehrte keiner um; vielmehr rief der eine oder andere den zurückgebliebenen Genossen etwas zu und nur eins von den Kindern kam zu der Frauengruppe gelaufen, die hier in der Nähe des Gartenzauns noch feuchtes Seegras auseinanderpflückten und zum Trocknen an die Sonne breiteten.

„Na, was ist denn los?“ rief der Wirth ungeduldig zu ihnen hinüber.

„Hinrich hat einen mächtigen Orlogsman gesehen,“ klang es zurück.

„Was — kommen sie nun doch?“ rief der Gast und stand auf, um besser hinausschauen zu können, während Gottfried Prees sich begnügte, seinen Kopf zu drehen und die ein wenig wässerigen, gleichfalls hellblauen Augen der gleichen Richtung folgen zu lassen. — „Ja, Hinrich hat Recht! Da ist er, und da kommen schon zwei andere! — Gottfried, das Glas!“

Der Wirth leerte doch vor allem das vor ihm stehende Glas, that einen Zug aus der Cigarre und rief dann erst den flachshaarigen und sommersprossigen Jungen herbei, der den Frauen Nachricht gebracht hatte. „Lauf hinein Daniel,“ kommandirte er, „und laß' dir von der Frau ein Butterbrod

und das große Glas geben. Aber der dreieinige Donner fährt dir in die Perrücke, wenn du's nicht so steif trägst wie ein Licht!"

Der Junge schoß davon wie ein Pfeil vom Bogen, und der Wirth füllte die beiden Gläser und sagte, das seine erhebend, seelenruhig: „Trink, Kap'tän, daß er nicht verfliegt, und sitz' vernünftig nieder. Die dort draußen laufen uns nicht weg und zum erstenmal sehen wir sie auch nicht. Also!"

Inzwischen fing der Hafenplatz rasch an sich mit von allen Seiten herbeiströmenden Neugierigen zu füllen, da das Schauspiel, das, freilich nur für diese scharfen Augen, da draußen anhob, selbst für die seekundigen Menschenkinder ein nicht wenig aufregendes und obendarein seltenes war. Es war nämlich zur Zeit des großen Krieges zwischen Rußland und den Westmächten, und die englische Flotte, die größte, welche sich seit Jahrzehnten irgendwo auf der See gezeigt hatte, und die letzte, bei der sich noch die gewaltigen Segelkolosse befanden, die vordem Alt-Englands Seeruhm begründet und seine Oberherrschaft über alle Meere erhalten hatten, begab sich auf den Weg, den Feind auch in der Ostsee heimzusuchen. Davon hatten die Zeitungen längst gemeldet und Wunderdinge berichtet von der Größe, der Zahl, der Ausrüstung der Schiffe und ihrer jeden Widerstand vernichtenden Bewaffnung, und zu Boldershof, wie an der ganzen Seeküste entlang waren schon seit manchen Tagen alle Augen und Gläser erwartungsvoll in die Ferne gerichtet gewesen — nicht selten auch ziemlich ungläubig. Denn Englands großen Worten folgten neuerdings bekanntlich nicht immer auch wirkliche Thaten.

Nun war sie aber dennoch auf der See und ihrem Wege, und als nun erst das „Glas" — das war, wie die Leser wohl merken, in diesem Falle nichts anderes als ein Fern-

rohr! — von Daniel in tadellos vorsichtiger Weise herantransportirt war, sahen die beiden alten Bursche in der Laube und wer sich sonst bei ihnen zu einem flüchtigen Ausguck einlud, alles, was draußen vorging, in ziemlicher Deutlichkeit vor sich. Auf dem Platze gab es obendarein auch noch weitere, allerdings kleinere „Gläser", welche in den Gruppen von Hand zu Hand und Aug' zu Auge gingen, und da endlich diese Augen selbst nichts weniger als mangelhaft waren, so zeigte sich alle Welt befriedigt und erging sich in Urtheilen, Muthmaßungen und Bemerkungen aller Art über die Größe, die Richtung und Führung der Schiffe. Hin und wider fanden sich sogar einige zusammen, welche die Dinge mehr aus der Nähe betrachten zu wollen schienen, denn im Hafen wurde außer dem Lootsenboot noch ein zweites zum Hinauslegen klar gemacht. Auf der Boldersoie oder in dem dortigen Strich freilich konnte man die Flotte voraussichtlich förmlich die Revue passiren lassen.

„Wollen wir mit?" fragte der Gast mit einer, an diesem wetterharten alten Gesellen sicherlich nicht gewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Vetter Samuel hat wohl noch Platz für uns."

„Mit? In der Nußschale? — Ich?" versetze Gottfried Prees augenscheinlich ganz entsetzt, so daß er sogar das Fernrohr auf eine Sekunde vom Auge sinken ließ. „Buh!" machte er dann mit einer Art tiefem Schauder über den allerdings haarsträubenden Gedanken, daß er und sein Bauch sich überhaupt noch irgend einmal einem Boot anvertrauen sollten. „Gott verdamm' mich, Caspar, — 'n alter Kap'tän und solch' ein Einfall —!" Und mit schwerem Kopfschütteln hob er das Glas wieder an das Auge.

Durch die harten, in der Ruhe sogar ein wenig sorgenschweren Züge des Kapitäns zog etwas wie ein leises, trauriges Lächeln. Er sagte indessen nichts, sondern schaute wieder

hinaus oder in den Hafen, wo eben die beiden Boote abstießen und ihre Segel hißten, und erst als sie bereits gegen die Rhede hinausschossen, nahm er sein Weinglas, leerte es und sprach es niedersetzend mit einem Seufzer: „'s ist ein Jammer! Hätten wir nur zwei oder drei von den kleinsten da draußen bei der letzten Blokade gehabt, der Däne hätt' uns überall seinen Stern gezeigt."

„Wüßte nicht, was wir mit ihnen anfangen sollten," bemerkte der Wirth trocken. „Schaff' erst das Fahrwasser für sie." Und indem er das Fernrohr seinen Genossen über den Tisch hinbot, fuhr er ebenso fort: „Guck' dir einmal den großen Kameraden mit der Flagge am Besahn an — ich taxire ihn auf einen Dreidecker und er hat zum allerwenigsten seine fünftehalb Faden Tracht. Weiß nicht, was der Narr will, daß er aus der Reihe tritt; aber macht er noch eine Viertelstunde so fort, so sitzt er auf."

In der That fand der Kapitän diese Worte Gottfried's durch den Augenschein zu seiner Ueberraschung nur allzu deutlich bestätigt: ein sehr großes Schiff mit der Contre-Admiralsflagge war wirklich aus dem Segelstrich seiner Begleiter abgewichen und hatte sich soweit genähert, daß man sogar mit dem bloßen Auge nicht nur die ganze Segelpyramide, sondern auch bereits einen dunkeln Streifen seines Bords aus den Wellen hervorsteigen sah. Und das war allerdings ein auffälliges und obendarein auch gefährliches Benehmen; denn der Seeboden sinkt an dieser Küste so langsam in die Tiefe, daß selbst in dieser, immerhin noch meilenweiten Entfernung eine solche Annäherung des Kolosses bei seinem vermuthlichen Tiefgang zu den verderblichsten Folgen führen konnte.

Unterdessen hatten auch die am Hafen und auf dem Platz weilenden Gruppen schon die gleiche Wahrnehmung gemacht

und bewiesen durch ernstliches Kopfschütteln und sogar einzelne Ausrufe, daß auch ihr Erstaunen und ihre Befürchtungen genau dieselben seien, die den Wirth und seinen Gast erfüllten. Ja selbst anderwärts im Dorfe schien man überrascht worden zu sein und nicht recht zu wissen, was man aus der Sache machen solle. Denn es kamen eben mehrere Männer, welche augenscheinlich gleich dem „Kapitän" zu den Honoratioren zu zählen waren, mit ungewöhnlicher Hast und im lebhaften Gespräch durch die Gartensteige daher, auf die Laube zu, und einer von ihnen, ein großer und breiter, grobknochiger Mann, rief, da er die Beiden erkannte, mit tiefem, schallenden Lachen: „Na, sagt' ich's Euch nicht? Da sitzen die alten Sünder und pflegen sich ihren Tag und gönnen uns Anderen nicht 'nmal das Zusehen! Also, guten Tag bei einander!" fügte er, an den Tisch tretend hinzu, „und du Gottfried, laß' uns auch einen Tropfen zukommen."

„Bestell' ihn dir selber," sagte der Wirth behaglich schmunzelnd, „und für den Caspar und mich auch gleich eine Flasche. Ich — steh' nicht um die Welt wieder auf. Habe mich eben erst mit Ach und Krach eingethan."

Die Ankömmlinge lachten und einer von ihnen ging wirklich dem Hause zu. Der erste Sprecher aber sprach: „Ich sehe, ihr habt das Glas da. Was machst du aus dem großen Kameraden und seinem tollen Hantiren, Rülow? — Hält der Narr uns am Ende für Russen und will seine Brummer an uns probiren? — Gott verdamm' mich, hab' ich Recht?" setzte er plötzlich aufgeregt hinzu und warf den Arm gegen das Schiff hinaus.

Und in der That! Von dem Bord des Schiffes erhob sich eben eine kleine Rauchwolke und — alle starrten regungslos hinüber — eine halbe Minute später rollte der Donner

einer schweren Kanone durch den Wind dumpfhallend heran und über die Späher hin. —

„Na ja,“ sagte der Wirth seelenruhig und leerte den Rest seines Weins und begann mit Stahl und Stein Feuer für eine weitere Cigarre zu schlagen; „aber wozu braucht er einen Lootsen oder ein ander Boot? Sie sind ja auch draußen und können ihm das Pläsir machen. Aber, als ich sage, was schickt der Narr nicht ein eigenes?“

Darüber debattirten sie nun hier in der Laube und draußen auf dem Platz, ohne freilich zu einer Entscheidung gelangen zu können. Denn wer vermochte zu sagen, was der „Engländer“ wollte — ob einen Courier oder Depeschen an Land schicken, wozu freilich der Platz so schlecht gewählt war, wie sich nur denken ließ, ~~oder irgend~~ eine andere Mittheilung machen, eine Nachricht einziehen oder eine Frage stellen? —

„Vielleicht ist's ein Schatz von unserer Bettelprinzeß und will ihr einen Liebesbrief schicken,“ bemerkte der erste, große und breite Sprecher in einem Ton des giftigsten Spottes und rümpfte dabei in hohnvollster Weise seine dicke Nase.

Ein paar von den Uebrigen lachten. Allein es war bemerkenswerth, daß der joviale Wirth plötzlich eher ein wenig verdrießlich darein schaute und auch sein erster Gast keine Miene verzog, vielmehr in allergleichgültigster Weise denjenigen, welcher grade das Spähglas benützte, nach neuen Vorgängen am Bord oder in der Nähe des Fremden befragte.

Solche gab es nun freilich nicht. Der Engländer hatte augenscheinlich beigelegt, weil er sich nicht weiter heranwagte; seine früheren Begleiter waren bereits eine ziemliche Strecke von ihm entfernt und hinter ihm tauchten schon mehrere neue Segel auf. Er wartete also, wie es schien, auf eines der Boote, welche hinausgegangen waren. Allein die Entfernung war, wie schon bemerkt, nicht gering und dazu hatte der Wind

sich ein wenig weiter gegen Osten gedreht und war dem Lootsenboot und seinem Begleiter noch ungünstiger geworden als bisher. Es konnte noch lange dauern, bis die bei einander waren.

Als sich jetzt die Mittagsstunde näherte, begannen daher auch die meisten von den Neugierigen aufzubrechen, und Platz und Laube entleerten sich eben so schnell, wie sie sich vorhin gefüllt hatten. Nur von den alten Müssiggängern blieben ein paar bei den Hafenpfählen zurück. Von einer eigenen rechten Häuslichkeit wußten die meisten von ihnen nichts oder kehrten sich doch nicht daran, und wenn bei dem Einen oder Anderen sich wirklich etwas wie Hunger oder Durst meldete, so war der Gasthof des dicken Gottfried nahe genug und völlig im Stande, alle Wünsche zu erfüllen, nicht selten sogar, wenn in der Tasche des Begehrlichen auch alles einmal wüst und leer war, wie am Beginn des ersten Schöpfungstages. Denn der wackere Wirth hatte nicht bloß einen großen Bauch, sondern auch ein großes Herz und verhalf einem alten Schiffsgast gelegentlich, ob auch zuweilen unter allerhand mehr oder weniger anzüglichen Redensarten, stets wieder zu einem guten Schluck und einem derben Bissen.

Als zuletzt auch der alte Kapitän, den wir unter dem Namen Caspar Rülow kennen lernten, sich erhob, begann Gottfried sich gleichfalls, unter verschiedenen stöhnenden und fluchenden Lauten, aus seiner Klemme herauszuschieben und half sich endlich mit einem gewaltigen Ruck auf seine, für ihn selbst schon seit manchen Jahren nicht mehr sichtbaren Beine. „Du, Caspar," sprach er dann noch ein wenig schwerathmig, „'s ist dumm, daß wir all den Alarm um uns gehabt haben. Hab's recht vorgehabt, mit dir einmal über unsere alte Bettelprinzeß zu reden. Da hat es wieder, der Teufel hol's, grausame Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten gegeben, und ich

meine, wir Alten sollten einmal zusammenstehen und die Faust davor legen, daß man die armen Menschen zum wenigsten auf ihrem eigenen Grund und Boden in Ruhe läßt und nicht auf das schuftigste beschädigt."

Rülow's Brauen hatten sich während dieser Worte mehr und mehr zusammengezogen und seine ohnehin strengen Züge den Ausdruck eines fast düsteren Ernstes gewonnen. „Ja," sagte er nun, „du redest mir aus dem Munde. Ich habe gleichfalls allerhand gehört, was mich für uns und unsern Ort beschämt hat. Es ist nichtswürdig, wie sie's neuerdings treiben. Aber wenn die Alten vorangehen, wie vorhin der Christopher und auch sonst noch ein Paar, was können wir uns über die junge Brut wundern? Könnten wir die Einen oder Anderen 'nmal richtig packen, da wär' es bald in Ordnung. So aber —" er zuckte die breiten Schultern.

„Na, na," meinte der Wirth mit einer Art von gedankenvollem Blick, „zum Packen wird's schon kommen, wenn wir nur packen wollen. Ich habe meine Kennzeichen, Caspar. 's wär' eben zu bereden. Und somit, was meinst du?" fügte er hinzu, „bleibe hier und iß mit uns, da haben wir Zeit, deiner Alten kann man's sagen lassen, daß sie sich nicht aufhält —"

„Was Dir nicht alles einfällt, Alter!" fiel Rülow mit schon wieder launigem Ausdruck ein. „Alles zu seiner Zeit, hat der König Salomo gesagt. So pressirt es doch am Ende nicht. Will hernach so bald wie möglich wieder kommen. Und du," setzte er schmunzelnd hinzu, „vergiß den Peter und das Rondel nicht!"

„Na, dann hilft es nicht," sagte der Wirth mit einer gewissen Grämlichkeit. „Da werd' ich denn wohl selber meine Künste machen. Von Reden wird hernach nichts mehr. Der Blaffer draußen läßt ihnen keine Ruhe."

3.

Ein frecher Angriff.

Der Wind, welcher so frisch und keck über die See und den Strand fuhr, die Blumen zum Tanz führte und die Aepfel von den Zweigen auf des Wirthes kahlen Schädel warf, wehte mit gleicher Lust auch gegen das alte ruinenhafte Schloß heran. Er jagte den Staub wirbelnd von den Schutthaufen, welche vor und in den dachlosen Nebengebäuden lagen und in diesem Winter wieder einen ganz ansehnlichen Zuwachs erhalten hatten, er heulte ordentlich ein wenig durch die glaslosen Fenster und trieb in den öden Gemächern ein wildes Spiel mit rauschenden Tapetenfetzen und hie und da von einem Gardinenstabe herabflatternden Vorhangresten; er ließ die Wipfel der stolzen Parkbäume, an denen noch immer kein Mangel war, errauschen, und er drängte sich rücksichtslos über die verfallenden Grenzmauern, in die verwilderten Hecken und Boskets, durch die verwachsenen Steige und über die von Unkraut überwucherten Rabatten der alten prächtigen Gärten hin.

Der furchtbare Verfall des stolzen Besitzes zeigte sich fast nirgends deutlicher und erschreckender, als hier, in dem Haupttheile der vordem mit ganz außerordentlichem Aufwande, mit höchster Sorgfalt und Kunst angelegten und gepflegten, weit ausgedehnten Garten- und Parkanlagen. Im westlichen Theil, der schon vordem, selbstverständlich hinter maskirenden Hecken und Mauern, so etwas wie einen Küchengarten enthalten hatte, war vom früheren Verwalter während der Kriegsjahre und später von der Kastellansfamilie aus der Noth eine Tu-

gend gemacht und alles Hinderliche und sozusagen Vornehme fortgeräumt worden, um Raum für einen ausgedehnten, ganz bürgerlichen Gemüsegarten zu erhalten, dessen Producte die Schloßbewohner zum mindesten vor dem bittern Hunger zu schützen vermochten. Hier herrschten gegenwärtig Ordnung, Sauberkeit und üppiges Gedeihen, und wenn man die Bohnen- und Erbsenpflanzungen, die langen Beete der Möhren und Rüben, des Salats und Kohls, der Suppenkräuter und dort, über die verfallene Grenzmauer und gegen den Wald hinaus, den Kartoffelacker anschaute, so mußte man über den Fleiß der wackeren Leute erstaunen und durfte gleich ihnen mit einer gewissen Befriedigung der schlechten Jahreszeit entgegensehen — man konnte doch wieder leben, wie man zu sagen pflegt.

Auf die andere nördliche und östliche Seite hatte sich, wie bemerkt, die Sorgfalt und Pflege der Getreuen nicht erstreckt. Sie waren theils durch eine gewisse Pietät von einem rauhen Eingreifen in diese Lieblingsanlagen der alten Herrschaft zurückgehalten worden, theils aber und hauptsächlich hatte sie auch das Bedürfniß nicht hierher geführt. Was sie in Angriff genommen hatten und in Kultur erhielten, genügte für diese paar schlichten Menschen und beanspruchte obendarein schon alle Kräfte und Mittel, die sie aufzuwenden hatten. Dazu kam, daß das Terrain, welches auf der Westseite sich ziemlich eben ausbreitete und, wie gesagt, zum großen Theil schon immer ähnlichen Zwecken gedient hatte, hinter dem Schloß und der großen Terrasse her rasch in weite Gründe hinunter abfiel und durch Teiche und Kanäle, durch stolze Alleen, durch Hecken und bogenartige Laubengänge, ja durch ganze Gebüsch- und Baummassen dermaßen zerschnitten und beherrscht wurde, daß von einer Klärung und einem Anbau gar keine Rede sein konnte. Natürlich waren die Leute aber auch nicht im Stande gewesen, für Ordnung und Pflege zu sorgen, sondern hatten eben alles gehen

lassen müssen, wie es wollte und konnte. Und dabei durften sie es um so eher bewenden lassen, als die Gebieterin anscheinend überhaupt nicht auf den Verfall um sie her achtete und überdies selbst in ihren jüngeren Jahren die Gärten so gut wie niemals betreten hatte. Gegenwärtig und zwar schon seit langer Zeit, zeigte sie sich nur selten im Freien und verließ, wenn dies doch einmal geschah, mit Ausnahme der gelegentlichen Kirchgänge, nie mehr die stattliche Terrasse, welche sich von der Hinterfront des Schlosses, verhältnißmäßig wohl erhalten, hinzog und eine ziemlich bequeme und erträglich geschützte Wandelbahn bildete.

Seit dem vergangenen Herbst stieg jedoch, bald schier alltäglich, ein junger leichter Fuß wieder die, auch noch in ihrem Verfall wunderschönen breiten Steintreppen der Terrasse hinab und versenkte sich trotz Regen und Wind, trotz Eis und Schnee muthig in die fast unwegsame Wildniß. Dann wehte die Frühlingsluft und der Sommer erglänzte golden über Land und See, und da verging kein Tag mehr, wo nicht der gleiche Fuß von neuem durch die jetzt bereits bekannten Steige geschritten wäre. Eine feine Hand bog die Zweige der alten verlassenen Laubgänge auseinander, und ein klares Auge drang lauschend und prüfend in das wilde Gewirre, ob sich hier noch ein Pfad öffne; eine schlanke Gestalt glitt leicht über das knisternde dürre Laub, das den Boden der verödeten Alleen bedeckte, oder ließ sich zur einsamen Rast bei der einer Steinfigur einer Nymphe nieder, deren zierlicher Körper, vom Postament gestürzt, tief versteckt im hohen Grase lag.

Wer diese Gestalt dahin schreiten sah, voll Weichheit und Anmuth in ihrer Haltung wie in ihren Bewegungen, und dazu den feinen Fuß nahm und den kleinen, von reichen dunkeln Flechten umwundenen Kopf, der brauchte dem Mädchen kaum noch in's Gesicht zu sehen, um von ihrer Jugend und

Schönheit zu wissen. Allein wem ein solcher Blick vergönnt war, der versagte sich ihn dennoch nicht; denn dies Gesicht war sehr schön, voll tadelloser Reinheit und vollendeter Harmonie aller Züge. Aber den unbeschreiblichen Reiz einer frischen und frohen, glückseligen Jugend suchte man in ihnen vergebens, und der Ernst und die Stille, welche auf der hohen Stirne ruhten und aus dem großen Auge blickten, mußten den Beobachter mit Wehmuth erfüllen, daß auch diese junge Blüthe schon in ihrem ersten Aufduften vom Frost des Lebens erbarmenslos heimgesucht worden zu sein schien.

Das junge Mädchen hatte sich heut freilich einen Platz zum Ausruhen erkoren, dessen Umgebung auch den fröhlichsten Sinn und das heiterste Auge zum Ernst stimmen mußte. Es fand sich rund um das Schloß her vielleicht keine zweite Stelle, wo die ganze Hinfälligkeit der von Menschenhand erschaffenen Pracht und Herrlichkeit und die unwiderstehliche Gewalt der Naturkräfte in so eindrucksvoller und ergreifender Weise dem Auge eines Beschauers entgegentrat.

Eine dreifache Allee wilder Kastanien führte, schon am Walde drüben beginnend, zur Nordgrenze des Parks, die hier durch einen breiten, von der See gespeisten Kanal gebildet wurde, und setzte sich diesseits bis zu den eigentlichen Gartenanlagen fort. Sie hatte den Anfang der Privatstraße gebildet, welche die Reichsgrafen von Bergen durch ihre Waldungen brechen ließen, um eine bequemere Verbindung mit der Hauptstadt der Provinz zu haben, wo sie gelegentlich gleichfalls Hof zu halten pflegten, und um auch ihren Gästen eine angenehmere und leichtere Anfahrt beim Schloß zu ermöglichen. Eine Brücke überspannte den Kanal und wurde einwärts durch ein schweres, zwischen zwei gewaltigen, mit den Wappenhaltern geschmückten Pfeilern ausgespanntes, eisernes Gitterthor gesperrt. Links lag, halb im Gebüsch versteckt, ein kleiner Pa-

villon, von dem aus das reichsgräfliche Musikkorps die in ihren Prunkkarossen einfahrenden Festgäste schmetternd anblies; rechts präsentirte sich als erste Probe der unerhörten und eigenartigen Bolder'schen Pracht den Anlangenden sogleich eine der originellsten Anlagen: ein mäßiger Platz, gegen die Allee geöffnet, auf allen anderen Seiten aber von hohen Taxuswänden umgeben und zum Stern umgebildet.

In seiner Mitte rauschte einer der mächtigsten Springbrunnen der Anlagen empor; an jedem einspringenden Winkel zeigte sich ein kleineres Becken, in welches zahlreiche, kunstvoll in Stein ausgehauene Figuren blitzende Wasserstrahlen entsandten, und in den Zacken des Sterns endlich erhoben sich, bald von blühenden Büschen halb versteckt, bald von den üppigsten Ranken überzogen oder vom reichsten Blumenflor umduftet, kleine Tempel in stets wechselndem Stil — wunderliche und entzückende Ruheplätze für den einzelnen Spaziergänger, für das die Einsamkeit suchende Liebespaar, für die Gruppen der großen Gesellschaft, welche sich einmal hierher verlor und etwa Lust bekam, nach dem Fest- und Freudenrausch in den Prachträumen des Schlosses sich es in der „Natur" bequem zu machen. Und endlich, um gleichsam den Eindruck des ganzen Kunstwerks noch zu verstärken, wurde der Platz hinter dem Taxusgürtel vom „wilden" Walde bedrängt, d. h. von einem wirklichen Wäldchen alter, dicht neben einander aufragender, anscheinend jedes Eindringen verwehrender Tannen gegen die Außenwelt und, was noch besser war, auch gegen die scharfen Ostwinde geschützt.

So war es gewesen. Allein, seit der Anlage die Aufmerksamkeit, Pflege und stete Sorgfalt der Menschen entzogen worden, hatte sie, sich selbst überlassen, das Loos alles Irdischen zu theilen begonnen und war alle Kunst und Pracht in den Staub gesunken. Von der majestätischen Allee stand nicht die Hälfte der Stämme mehr, die Brücke war, als habe sie's

gemerkt, daß sie durch die völlige Versandung des Kanals überflüssig geworden, zusammengestürzt, der Greif und der Bär, die stolzen Wappenhalter lagen zerbrochen neben den geborstenen Pfeilern auf dem im Flugsand erstickenden Rasen, und von dem kunstvollen, vergoldeten Gitterthor zeigte sich keine Spur mehr. Und der Musiktempel lag darnieder, die Taxuswände des Sterns waren zerzaust, erfroren und verdorrt, die Wasser versiegt, die Teiche ausgetrocknet, die steinernen Figuren zertrümmert, und nur um die modernden Haufen der Tempelreste erinnerte hie und da noch vielleicht eine einzelne, mühsam ihr Dasein fristende, halbverwilderte Blume an die vergangene Herrlichkeit. Aber das Allerübelste war, daß einem der seltenen, jedoch stets furchtbaren Nordoststürme fast das ganze Tannenwäldchen zum Opfer gefallen war, und daß durch seinen wilden Dahinsturz die Verwüstung rings umher noch vergrößert und dem Platze auch sein letzter Schutz genommen wurde.

Der einst so schön und wundersam geschmückte und nun so öde Platz war nur noch eine Art von Holzmagazin, wo sich nicht bloß die Schloßbewohner mit dem nöthigen Vorrath versahen, sondern gelegentlich auch die Voldershöfer Nachbarn, je nach ihrem Geschmack, bald heimlich, bald offen zuzugreifen liebten. Es wehrte ihnen selten jemand, zumal eine solche Abwehr manchem der Eindringlinge gegenüber doch nur eine vergebliche, wo nicht gar gefährliche gewesen wäre. Denn es gab in dem Dorf noch mehr als einen, der es nicht bei dem Hohn und Spott über die Schloßbewohner bewenden ließ, sondern sich gegen sie bei Gelegenheit ohne Umstände alles erlaubte, was ihm, wie es das Volk heißt, grade in seinen Kram paßte und der alten Feindseligkeit genügte, die er nun einmal gegen sie zu empfinden und äußern zu müssen glaubte.

Hier hatte das junge Mädchen heut seinen Platz gewählt und schaute mit ernstem, fast melancholischem Blick auf all die Verwüstung um sich her, welche sich sogar noch um vieles weiter ausdehnte, als wir hier zu zeichnen suchten. Denn auch über die weiten Triften jenseits des Kanals, wo vordem, zur Erhöhung des „Natureindrucks", zuweilen die stattlichen Viehheerden den Gästen vorgeführt wurden, war inzwischen der Flugsand gekommen. Der Graswuchs war fast vollständig verschwunden und statt seiner hatten die rothe Haide, der Ginster und die Immortellen ihren Einzug gehalten und fristeten hier ein mühselig Dasein.

Von der Innseite der Allee her, wo die Gebüsche zu schier unentwirrbaren Massen verwachsen waren, kam ein langaufgeschossener Mensch herangeschlendert, in kurzer grauer Jacke, eine alte Soldatenmütze auf dem plumpen Kopf und einen derben Stock in der Faust. Neben ihm trabte ein langhaariger, schmutzig weißer Hund und schaute, als Beide die Allee erreicht hatten und in ihr weiter gingen, zuweilen mit einem so seltsamen Ausdruck zu seinem Herrn auf, als wollt' er ihn fragen, was sie denn eigentlich in dieser Gegend zu schaffen hätten, und wohin es endlich mit ihnen gehen sollte? Der Bursche nahm keine Notiz davon, sondern schritt weiter, mit einem, sei es mürrischen, sei es ingrimmigen Blick seine Umgebung, oder richtiger gesagt, den Verfall musternd; und ein paarmal blieb er sogar stehen, wandte den Kopf und schaute, den breiten Mund hohnvoll verziehend, gegen das Schloß zurück, von dem in der Ferne eine Ecke sichtbar wurde.

Plötzlich stand der Hund und blickte, den Kopf erhebend, scharf nach rechts hinüber. Im nächsten Augenblick bellte er, sprang durch eine Lücke der verdorrten Taxuswand über den Sternplatz und gegen das ausgetrocknete Springbrunnbecken hin,

auf dessen Rande die Dame saß und umklaffte sie, zum Zeichen seiner schlechten Natur und seiner noch schlechteren Erziehung, mit gesträubtem Haar und feindseligen Augen. Der Bursche zeigte sich seines Begleiters würdig. Als er, auf das Bellen und Fortspringen des Thieres hin aufschauend, die Ruhende bemerkt hatte, war durch die sommersprossigen Züge des groben Gesichts ein hämisches Lachen geglitten ... Und nach kurzem Zögern wandte er sich gleichfalls rechts und folgte dem Hunde, ohne sich jedoch zu beeilen, geschweige denn durch einen Ruf das Thier zu beschwichtigen.

Inzwischen war das junge Mädchen, wenigstens für den ersten Augenblick, jedoch schon selber zu diesem Ziele gelangt. Anfangs durch das plötzliche scharfe Gebell aus ihren Träumen unfreundlich erweckt und durch das Heranspringen des Thieres und sein bissiges Kläffen und Zähnefletschen erschreckt, war sie aufgesprungen und hatte sich hülfesuchend nach einem Schutze umgesehen. Im nächsten Moment aber hatte sie sich auch schon wieder gefaßt, warf dem Hunde einen festen Blick zu, nahm ihren Platz von neuem ein und begegnete mit ihrem Auge voll Ruhe und Entschlossenheit dem funkelnden des Thieres, das alsbald wie gewöhnlich vor diesem Blick murrend zurückwich und nun seinerseits den Kopf nach seinem sich nähernden Gebieter umwandte.

Nun war dieser heran und blieb, mit hohnvollem Blick die Dame messend, stehen. „So so, Wacker", sagte er zu seinem Hunde, „haben wir doch noch einen attrapirt und hast du ihn richtig gestellt? Ja, Alter, du verstehst's! Und wen haben wir denn eigentlich hier?" fügte er hinzu und schaute, näher tretend und ein wenig den Kopf neigend, der Dame frech in's Gesicht. „Ei, Herr Jerum, Wacker, das ist ja wohl gar die vornehme Princeß selber!"

Die Dame hatte den herankommenden Burschen bisher nur mit einem prüfenden Blicke flüchtig gestreift. Jetzt aber erhob sie ihr Auge in der gleich entschlossenen Weise, wie vorhin gegen den Hund, zu dem seinen und fragte kalt: „Wünschen Sie etwas von mir?“

„O, nichts für ungut,“ sprach er hohnvoll wie zuvor. „Es soll sich für einen von uns zwar nicht schicken, so eine hochvornehme Hoheit anzureden. Aber wenn man nun einmal was zu sagen hat und sonst in dem alten Rattennest niemand finden kann, so wird's wohl einmal gehen.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte sie kalt wie vorhin und mit dem gleichen, festen Blick.

„Oh — nicht viel. Da ist das Viehzeug gestern wieder auf unseren Acker gekommen, — man sieht's. Und so soll ich nur vom Vater vermelden, daß er's das nächstemal pfänden läßt oder, wenn's nicht anders ist, auch aus dem Stalle holt, daß die Chikane 'mal ein Ende hat.“

„Das müssen Sie, so viel ich verstehe, mit Martin Woolbeck abmachen“, sagte sie und stand auf. „Ich habe damit sowenig, wie mit Ihnen etwas zu thun.“ Sie wandte sich zum Gehen. „Ich möchte meinen Spaziergang fortsetzen.“

„Na na — warte die Hoheit lieber noch ein bischen“, sprach er, und während er bisher, trotz seiner hohnvollen und frechen Weise, doch noch eine Art von Zurückhaltung gezeigt hatte, trat er jetzt nicht nur einen Schritt näher und ließ in seinem Blick, seinem Ton, seinen Worten ein gewisses Etwas bemerken, das die hülflose Dame zugleich mit Ekel und Entsetzen erfüllte. „Der Wacker da leidet's nicht und ist ein bissiger Racker. Ich hab' noch allerhand zu sagen, und wenn die Hoheit nur ein wenig civiler gegen mich armen Schlucker sein wollte, so würden wir ganz gut übereinkommen.“

„Ich wüßte nicht, worin ich mit Ihnen übereinzukommen hätte“, unterbrach sie ihn sich mühsam fassend und so kalt, wie es ihr möglich war. „Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu reden und wünsche jetzt allein zu bleiben.“ Und damit machte sie wirklich einen Schritt vorwärts. Aber der Hund sprang ihr murrend und zähnefletschend entgegen und zwang sie stehen zu bleiben.

Er schaute sich das mit untergeschlagenen Armen grinsend an und meinte mit roher Schadenfreude auflachend: „Ja ja, ich sag's, er leidet's nicht und fragt den Teufel nach so einer Bettelprinzeß!“ Und einen Schritt näher tretend, fügte der Mensch noch frecher hinzu: „Die Hoheit muß schon ein bischen klein und recht höflich werden, wenn ich den Weg frei lassen soll.“

Sie wandte sich jäh, mit zorngeröthetem Gesicht und blitzendem Auge gegen ihn. „Wenn Ihre Brutalität so weit geht,“ sprach sie trotzdem mit wunderbar tiefer und eiskalter Stimme, „daß Sie eine schutzlose Dame, die Sie nie gesehen und Ihnen nie etwas zu leide gethan hat, wie ein Räuber auf ihrem eigenen Gebiet überfallen und in solcher Weise bedrohen, da vertrau' ich lieber auf das unvernünftige Thier.“ Sie machte auf's neue einen Schritt, aber der Hund warf sich ihr wieder entgegen — hatte ihn eine unmerkliche Bewegung seines Herrn dazu angewiesen? — und erfaßte mit den Zähnen den kleinen, von ihr ihm vorgehaltenen Sonnenschirm, so daß sie mit leisem Schreckensruf erbleichend zurückwich.

Während der lange Geselle vorhin durch die Allee herangekommen war und sein Hund zuerst die Anwesenheit der Dame gemeldet hatte, war drüben, vom Walde her, ein anderer Bursche gleichfalls unter den Alleebäumen daher geschritten. Das Gebell des Hundes ließ ihn stutzen und aufschauen, und da er auf dem ihm sichtbaren Theile des Sternplatzes eine

Dame sich plötzlich erheben und das Thier vor ihr herumspringen sah, so beschleunigte er seine Schritte und gelangte, mit einigen Sprüngen durch den versandeten Kanal setzend und noch rascher den folgenden Zwischenraum durcheilend, grade in dem Augenblicke zu einem Reste der alten Taxuswand, als die Dame sich vom Manne ab und dem Hunde zuwendete. Bemerkt war er augenscheinlich bisher selbst von diesem letzteren nicht.

Er schleuderte das kleine Bündel von sich, das er bisher am Stock auf der Schulter getragen hatte. Mit zwei, drei Sätzen war er neben dem am Schirm zerrenden Hunde und sein Stock schlug mit solcher Gewalt auf das Thier, daß es heulend zusammenbrach. Und ohne auf die Dame zu achten, stand er mit einem weiteren Satz vor dem wild auffluchenden und die geballten Fäuste schüttelnden Fremden, maß ihn mit blitzendem Aug' und rief: „Also richtig, der Fritz Behrens probirt wieder einmal ein Schelmenstück! Habt ihr an euren Nichtswürdigkeiten gegen die armen Leute draußen im Felde noch nicht genug und hetzt nun hier in ihrem Eigenthum gar eure Köter auf sie? Aber warte, mein Junge, das soll dir aufgestrichen werden!"

Das junge Mädchen hatte, so plötzlich von dem Angreifer befreit, einen Augenblick wie erstarrt gestanden. Nun warf sie einen scheuen Blick auf den noch immer heulenden Hund und die beiden Gegner und schritt, sich abwendend, schräg über den Platz und auf einem überwachsenen Pfade gegen das weiterhin sich erhebende Gebüsch zu.

„Lauf' du nur, ich kriege dich schon einmal wieder!" grollte der Lange und fuhr, gegen den Anderen sich wendend, grimmig fort: „und dich krieg' ich auch! Will doch 'nmal sehen, ob so ein hochnasiger Steuermann meinen Hund kaput schlagen und mich kommandiren darf —"

Die Faust des Gegners faßte seinen Jackenkragen und gab ihm einen Ruck, der die ungefüge Gestalt bald auf den Boden gebracht hätte. Und dazu sprach der Angreifer drohend: „Du, menagir' dich und vergiß nicht, wen du vor dir hast! Der Franz Rülow ist kein altes Weib und keine arme schwache Dirne, die sich durch das feige Großmaul einschüchtern lassen, sondern hat dir schon ein paarmal, wenn's Noth that, darauf gegeben. Und jetzt marsch fort mit dir. Vom Schulzen sollst du das Weitere hören."

„Und das will ich erst wissen, was du hier zu kommandiren und dich einzumischen hast —" knirschte der Andere.

Der Steuermann, wie er geheißen worden und wie auch sein, jetzt freilich arg bestaubter, sauberer blauer Anzug und der kleine Wachshut glaublich finden ließ, trat so hart auf den Grimmigen zu, daß derselbe unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Und Auge und Stimme drohten, als er gar nicht laut sagte: „Wenn Du jetzt nicht weich gibst, meine Junge, und nicht den nächsten Weg nach Hause läufst, so schnell du kannst, so schick ich dir nicht den Schulzen, sondern den Gensdarmen, du Leuteschinder und Mädchenjäger. Merk's! — Marsch fort, sage ich — oder soll ich dir erst die Wege zeigen?".

„Und ich will wissen, was du hier zu kommandiren und zu thun hast — dein ist der Platz nicht!" grollte Fritz Behrens auf's neue, zog sich dabei indessen wirklich allmählich gehorsam zurück — ein Rückzug von der äußersten, fast räthselhaften Brutalität zu der feigherzigsten, durch die großen Worte nur noch widerlicheren Nachgiebigkeit, der nicht wohl demüthigender zu denken war. Aber freilich, wenn man die Beiden neben einander sah, den langen und ungeschlachten Körper des Einen, den selbst die militärische Dressur nicht adrett zu machen vermocht hatte, und die beinah um Kopfeslänge kleinere, nervige und feste, geschmeidige und elastische Gestalt des Anderen,

an der jedes Glied, wie man hätte sagen mögen, zur vollendetesten Ausbildung gelangt war — so konnte der Ausgang eines Kampfes allerdings nicht einen Augenblick zweifelhaft sein: der Lange wäre, wie man das dortzulande zu bezeichnen pflegt, mit keinem Bein mehr auf die Erde gekommen!

Nun schob er sich, immer vor sich hin grollend und fluchend, ohne doch einer Antwort gewürdigt zu werden, fort und der Hund schleppte sich ihm auf drei Beinen und mit eingeklemmten Schwanz unter stets erneuten Jammerlauten nach, — ein würdiges Paar. Und Franz Rülow, der Steuermann, stand auf seinem Platz, ein wenig breitbeinig, wie am Bord seines Schiffes, gleichsam fest gepflanzt, ohne eine Spur von Aufregung oder gar Zorn in dem tief gebräunten, wohlgebildeten und männlich hübschen Gesicht und den klaren und muthigen, glänzend blauen Augen. Im Gegentheil, was aus diesen Augen und Zügen sprach, war nichts als der gründliche und dennoch gewissermaßen seelenruhige Widerwillen einer tüchtigen, offenen und ehrlichen Natur gegen eine schlechte und unwürdige.

So stand er, bis Fritz Behrens mit dem Hunde den Kanal überschritten hatte und rechts, gegen die See zu, hinter dem Haufen der wild durcheinander gestürzten Tannen verschwunden war. Dann holte er sein weggeworfenes Bündel und schritt nach einem scharfen Umblick der Allee zu und in schräger Richtung durch den Park, etwa auf dem gleichen Wege, der vor einer Viertelstunde den Anderen herangeführt hatte. Nur einmal machte er für einen Augenblick Halt, als von der See her der Donner des Schußes erklang, der, wie wir erlebten, auch den dicken Wirth und seine Gäste drüben in Boldershof überraschte. Er schaute sich lebhaft um, allein vergebens, da von hier aus kein Ausblick auf die See zu erlangen war. Und damit hob er den Fuß wieder auf und durchschritt die Gebüsche

vollends bis in die offneren Räume des sich hier anschließenden Küchengartens.

Bei den Stockerbsen, welche eine große Anlage bildeten, stand eine schon bejahrte, dürftig gekleidete Frau und pflückte von den Ranken die noch grünen Schoten in die bauschig aufgesteckte Schürze. Und neben ihr zeigte sich die junge Dame, welcher der Fremdling eben hatte so rechtzeitig zu Hülfe kommen dürfen.

„Sophie, das ist er!" sagte sie jetzt lebhaft, da sie den sich Nahenden bemerkte.

Die Frau schaute auf und ihn freundlich an. „Ja — dacht' mir so was! Die Rülow's sind allesammt gute Menschen," bemerkte sie, ohne von ihrem Geschäft zu lassen, „und der Franz hier ist von jung auf ein Staatsjunge gewesen. Auch wieder hiesig, Franz?"

Er eilte ihr munter zu und zog den Hut von dem krausen, dunkelblonden Haar. Denn die Dame trat mit raschem Schritt zu ihm heran und bot ihm in herzlichster Weise die Hand. Aus ihrem Auge sprach es ihn wie ein warmer und inniger Dank an, und darum sagte auch die klare, vorhin so kalte und jetzt so milde Stirne: „Gottlob, daß Sie hier vorüberkamen! So hör' ich doch Ihren Namen und kann Ihnen danken — von Herzen, Herr — Rülow! Der abscheuliche Mensch und sein Hund waren ja völlig sinnlos. Was hätte ohne Sie aus mir werden sollen!"

Er hatte ihre Hand genommen und sein muthiges Auge begegnete offen dem ihren. „Ja," meinte er im verächtlichen Tone, „da weiß man immer nicht, ist der Hund das größere Unthier oder der Mensch — 's sind beide Canaillen! Und daß ich kam, war schon recht. Sie brauchten einmal wieder eine Lection. Aber was ist denn wieder los, Sophie?" fragte er, sich gegen diese wendend hinzu.

„Was wird denn los sein?" versetzte sie, ersichtlich mißmuthig. „Erst rücken sie die Grenzsteine, und dann reden sie von Viehschaden und wollen Kuh und Ziegen pfänden. Sie wollen die Herrschaft und uns eben auch aus dem alten Nest noch herauschikaniren. Darauf läuft's doch nur hinaus."

„Glaub's wohl;" sagte er die Stirn runzelnd. „Aber sie sollen sich gestoßen haben. Mein Vater hat neulich schon einmal gemeint, man müsse nachgrade ein Einsehen haben und dem Herrn Magister zu Hülfe kommen — sein Predigen nütze nichts. Man glaube am Ende sonst noch draußen, es gebe zu Boldershof gar keinen ehrlichen Menschen mehr, sondern nur Schufte und Chikaneurs. Da muß Rath werden."

„Was stimmt diese Leute nur so feindselig gegen uns?" fragte die junge Dame beinah' wehmüthig. „Meine arme alte Großtante will doch nichts als Ruhe auf dem letzten Stückchen ihres Eigenthums, und ich und die Anderen — ach Gott, wir thun doch gewiß niemand etwas zu leide!"

Franzens Auge ruhte auf ihr mit warmer Theilnahme. Trotzdem sagte er jedoch nichts auf ihre Worte, sondern wendete sich wieder an die Andere und sprach: „Na Sophie, also der Martin soll, wo was passirt, nur gleich und dreist zu meinem Alten gehen. Ich versprech's, daß er Hülfe findet. Ihr habt euch nur alle immer zu viel gefallen lassen. Aber es gibt noch Recht im Lande und an Christenmenschen fehlt's auch nicht. Aber nun muß ich fort," brach er ab. „Es ist Mittag und —" durch die offenen Züge flog noch einmal ein verächtliches Lächeln — „ich muß noch nach Fritz Behrens sehen, ob das Großmaul hübsch Ordre parirt hat und nach Hause gegangen ist, oder von neuem auf Schuftstreiche aus ist. Aber haben Sie darum nur keine Angst, meine Dame," fügte er warmherzig, zu dem jungen Mädchen gewendet, hinzu.

„Ihnen soll er schon aus dem Wege bleiben. Das besorg' ich. Und nun adjes bei einander!" —

„Das ist ein braver, prächtiger Mensch, Sophie!" sagte das Fräulein mit dem Ausdruck der lebhaftesten, fast freudigen Anerkennung und auch der Blick, der dem Fortschreitenden folgte, war ein warmer und glänzender. „Ein rechter Mann! Zu dem muß man gleich auf den ersten Blick volles Vertrauen haben!"

„Und das dürfen das gnädige Fräulein auch haben," versetzte die Frau und nickte bekräftigend zu ihren Worten. „Die Rülow's sind alle brave Leute gewesen, und der Franz hier und sein Vater, der Kapitän, nicht die schlechtesten. Sie sind leider Gottes nur meistens auf der See draußen und selten daheim. Aber der Kapitän, hör' ich, hat sein Schiff abgegeben und will nun zu Hause bleiben. Da wird Martin denn freilich wohl Hülfe finden — der Alte hat schon sonst hin und wieder zum Rechten geredet. Aber es thut auch noth. Sehen Sie, als ich heut Morgen im Dorf war und bei Steffen Plate nach Fischen fragte, sagte mir das grobe Weibsbild, für — uns habe sie keine, wir sollten uns nur selber welche greifen. Gottfried Prees — Sie wissen wohl, der dicke Wirth! — hat's mit angehört und ihr seine Herzensmeinung gesagt, aber sie hat auch ihn angefahren, er solle sich um seine eigenen Sachen kümmern. Sie wolle nicht und gebe uns nichts. Da hat der Gottfried mir in seiner Küche ein Gericht geben lassen. Er und ich, wir wissen's, wie es steht. Der Plate ist auch einer von denen, die Christopher Behrens im Sack hat und kommandirt. Und wenn's nach dessen Willen geht," schloß die Frau ihren Bericht, „so können wir hier vollends verhungern und verderben. Er will die gnädige Comtesse und uns forthaben. Noch im Frühling hat er einmal zu Martin gesagt, wo wir freiwillig gehen und die Hofstelle und die

Haide ihm lassen wollten, da könne die Gnädige einen guten Handel machen. Haben woll' er aber das Land, denn es passe ihm zu dem seinen, und er wolle uns schon ausräuchern."

„Aber gibt es denn kein Recht und keine Richter hier im Lande?" fragte das Fräulein, sichtbar empört.

„Ach Gott, gnädiges Fräulein," sagte die Frau kopfschüttelnd, „die Stadt und das Gericht ist weit, und die Advocaten schlucken viel Geld. Wo sollen wir's hernehmen? Nein, wenn es noch Hülfe gibt, muß sie aus dem Ort selber kommen. Es müssen ein paar Christenmenschen mit dem Herrn Magister zusammenstehen und dem Christopher zeigen, daß sein Wille nicht der oberste ist. Martin soll doch heut Abend noch zum Kapitän. Denn so was, wie vorhin mit Ihnen — du mein Gott und Herr, man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher!"

4.

Die Bettelprinzessin.

„Rülow, sagst Du, daß er hieß?“ fragte die alte Dame und erhob das ungewöhnlich große Auge von der Strickarbeit, welche während des Berichtes der Nichte über das Erlebniß des Morgens, anscheinend ihre vollste Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. Und von Theilnahme klang auch jetzt nichts aus der Stimme und fand sich nichts in dem Blick; im Gegentheil, es war in der einen wie in der andern gewissermaßen die gleiche Erstarrung und Kälte, welche sich auch in jedem Zuge und jeder Falte des fast farblosen Gesichtes ausprägte. „Also Rülow. Ich habe sonst kein Gedächtniß für diese Menschen. Aber den Namen kenn' ich noch. Sie waren sonst bei uns bedienstet, als Führer der gräflichen Jacht, — ordentliche Leute, glaub' ich. Mein Herr Vater konnte den, dessen ich mich entsinne, gut leiden. Er war in seiner Art ein anstelliger und schmucker Mensch.“

„Das hat sich denn fortgeerbt auf seine Nachkommen,“ sagte das junge Mädchen, das in respectvollster Haltung nicht fern von der Tante auf einem niedrigen Sessel saß. „Mein Retter — so darf ich ihn wohl nennen! — muß den besten Eindruck machen; etwas so Frisches, Tüchtiges und Anständiges sprach aus allem, was ich von ihm sah und hörte.“

Die Schloßherrin erhob von neuem das Auge zu einem noch starreren und kälteren Blick. „Du hast dich, wie ich verstanden zu haben glaube, vor der berichteten Brutalität sogleich zurückgezogen?“ bemerkte sie in fragendem Tone.

„Allerdings, meine Großtante! Aber als ich hernach bei Sophie Woolbeck im Gemüsegarten mich ein wenig erholte — ich fühlte mich ganz zitternd — da kam der junge Mann bei uns vorüber und ich freute mich sehr, ihm danken zu können. Da hörte ich ihn gar verständig und theilnehmend mit Sophie reden und ihr und uns seines Vaters Rath und Hülfe verheißen."

Die alte Dame erwiderte nichts. In ihrem Gesicht zeigte sich keinerlei Bewegung und die kleinen runzeligen Hände handhabten in ruhigster Weise die langen hölzernen Nadeln. Erst nach einer ganzen Weile öffneten sich die schmalen, fest zusammenschließenden Lippen und sie sagte wie zu sich selbst: „Rath und Hülfe von — Solchen! — Es ist weit mit uns gekommen!"

Das junge Mädchen, mit einer Stickerei beschäftigt, schaute von derselben nicht auf, und der Ernst und die Stille, der gewöhnliche Ausdruck ihrer schönen Züge, traten in diesem Augenblick noch deutlicher und ergreifender hervor als je. Hier, in solcher Umgebung und Gesellschaft, fand man sie freilich nur allzu erklärlich, denn in diesen Räumen herrschten weder Heiterkeit noch Leben, und die Erscheinung der Schloßherrin selber verstärkte nicht wenig den Eindruck der Erstarrung und zugleich des Zwanges, der aus allem und jedem sprach und auch den leichtesten Sinn darnieder drücken mußte.

Der erschreckende Verfall des ganzen Besitzthums erschien allerdings in diesen Gemächern nicht ebenso groß und unheimlich, wie anderwärts im Schloß und seiner Umgebung. Man hatte anfangs, wie oben berichtet, freilich Mühe gehabt, noch einige, wenigstens annähernd bewohnbare Räume für die heimgekehrte Gebieterin aufzufinden und sie aus den glücklicher Weise erhaltenen Vorräthen der Polterkammern so weit einzurichten, daß dem nächsten Bedürfniß genügt wurde. Die

treuen Diener hatten indessen nicht nachgelassen in ihrer Sorge und allmählich die drei Zimmer, welche Gräfin Gertrud bewohnte, mit ihren geringen Kräften und noch geringeren Mitteln zu einem mindestens ruhigen und geschützten Aufenthaltsort umgestaltet, wo im Grunde nichts fehlte, was ein schlichtes und bescheidenes Menschenkind in seiner Häuslichkeit um sich zu finden wünschen muß. Die Fenster waren heil, die Thüren schlossen so ziemlich. Die Gemälde oder Stuckarbeiten an den Zimmerdecken zeigten sich leidlich erhalten und, was das Beste war, die letzteren selber hielten noch fest zusammen. Die Tapeten, die Bezüge, die Vorhänge waren freilich ausgebleicht und fadenscheinig, aber doch ohne gar zu auffällige Risse und an Möbeln aller Art fehlte es nirgends.

Allein weiter hatten die Kräfte und Mittel der Getreuen freilich auch nirgends gereicht. Es war und blieb eine ersichtlich auf das mühsamste aus allen Winkeln und Ecken zusammengesuchte, aller Zusammengehörigkeit entbehrende, im Einzelnen anspruchsvoll prunkende, im Ganzen drückend ärmliche, veraltete und erstarrte — wir müssen wohl sagen: Pracht, und von dem, was uns unser Heim zu einem freundlichen und, trotz aller Bescheidenheit, behaglichen macht, fand sich nicht eine Spur. Es war kein Leben in diesen Räumen, denn diejenige, welche es in ihnen hätte erwecken können, war demselben, so viel man zu erkennen vermochte, äußerlich so gut wie innerlich, selber abgestorben; sie ging und blickte antheillos umher und schritt antheillos weiter, von einem öden Tage und einem langen Jahr zu dem andern, ohne Frage und Wunsch, ohne Erinnerung, ohne Interesse und ohne Hoffnung.

Darin hatte auch das Erscheinen der Großnichte, wie es schien, nichts geändert. Das verwaiste und völlig vereinsamte Kind hatte ein Unterkommen bei seiner letzten Verwandten gesucht und dasselbe ohne Zögern bewilligt erhalten. Es hatte

von sich, den Seinen und ihrem Geschick erzählen dürfen, fast ohne danach gefragt und ohne dabei unterbrochen zu werden, und sich fortan in das absterbende Leben auf Schloß Bolder hineinfinden müssen, so gut es ihm eben gelingen mochte. Daß sich dieses Leben, daß sich die Schloßherrin selber für sie belebt hätten, daran war nicht zu denken gewesen. Das eine, wie die andere gingen in der alten Weise lautlos weiter, starr abgeschlossen gegen die Außenwelt und unzugänglich für alles, was die Einförmigkeit des Daseins unterbrechen zu wollen schien.

Dies hatte Claudine, wie sie hieß, während des langen Winters und kaum weniger auch in den folgenden, nur äußerlich freundlicheren Monaten in einem Maße zu erfahren gehabt und zu ertragen lernen müssen, das für jedes, durch das Geschick auch nur einigermaßen verwöhnte Menschenkind ein höchst gefährliches, wo nicht völlig verderbliches hätte werden müssen. Sie ging daran nicht zu Grunde, denn wie schon erwähnt, hatte das Leben dem armen Kinde niemals weich gebettet und die Sonne des Glücks ihm nur selten für einen flüchtigen Augenblick gelächelt. Sie war nur noch ernster und stiller geworden, und die Uebung in der Entsagung und die Gewöhnung an dieselbe, erschien ihr immer mehr als die einzige Aufgabe und das einzige Ziel ihres Lebens. Auf eine Aenderung und Besserung hoffte sie nicht. Es gab dergleichen nicht auf Schloß Bolder.

Da war der heutige Morgen gekommen und hatte ihr bewiesen, daß das Leben um vieles mächtiger ist, als unser Wille, und daß kein Abschluß uns hilft, wo die Außenwelt ernstlich herandringt.

Als Claudine von ihrem Spaziergange im Park zurückgekehrt war, wo sie mit genauer Noth dem geschilderten brutalen Angriff entgangen, vernahm sie von Sophie Woolbeck, daß vor kurzem der Landpostbote einen Brief an Gräfin Ger=

trud gebracht habe, einen großen Brief und, wie wir ja wissen, ein Ereigniß ersten Ranges in diesem einsamen Dasein. Als sie, Sophie Woolbeck, ihn der Dame hineingetragen, habe dieselbe zwar das Schreiben mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit entgegen genommen, sei jedoch alsbald anscheinend aufmerksamer geworden und habe die Dienerin mit einer Art von Ungeduld entlassen. „Gott gebe, daß es etwas Gutes sei," hatte Sophie nach dieser Mittheilung an Claudine seufzend hinzugesetzt. „So oft, seit die gnädige Gräfin wieder hier, so ein Brief gekommen ist — und das ist vielleicht nur alle zwei, drei Jahre einmal passirt — hat er schier immer was Schlimmes gebracht und die Gnädige, man hat's wohl gemerkt, ist nur stets noch kälter und stiller geworden. Bloß, als sich im Herbst das gnädige Fräulein anmeldeten, das war was Gutes und ist zum rechten Segen für uns alle geworden."

Bevor Claudine zu der Großtante ging, trat sie auf dem Wege zu ihrem Stübchen für einen Augenblick bei der alten Dienerin ein, welche, fast völlig gelähmt, ihr Lager kaum mehr verlassen konnte. Auch diese war bereits durch ihre jüngere Namensschwester von dem Eintreffen des Briefes unterrichtet.

„Das ist ein wahres Glück, daß Sie kommen, Fräuleinchen," sagte die Alte zu der eintretenden Claudine und erhob, sich mühsam aufrichtend, die müden Augen mit ungewöhnlich lebhaftem Blick zu ihrem jungen Gaste. „Meine Comtesse hat einen Brief bekommen, wie mir Sophie Woolbeck sagt, und er kann wohl nur vom Herrn Justizrath sein; sonst schreibt keiner mehr an sie. Es ist ein wahres Kreuz, daß ich armer alter Krüppel da liegen muß und nicht zu ihr kann. Denn ich weiß schon, daß sie gern mit mir oder sonst jemand über das Schreiben reden möchte — du lieber Gott, Fräuleinchen,

wie kalt und hart sie auch thut, drinnen sieht es ganz anders aus! — Der Herr Justizrath kann nur über den unglückliche seligen alten Prozeß schreiben, der meiner Comtesse schon so viel Kummer und Kosten gemacht hat. Und daß es endlich einmal etwas Gutes wäre, wie sie noch immer darauf hofft — lieber Gott, wie kann man das noch glauben!"

„Also soll ich die Großtante bitten, zu Ihnen zu kommen, Sophie?" fragte das junge Mädchen freundlich.

„Das nicht," versetzte die Greisin kopfschüttelnd, „es wäre umsonst; sie kommt nicht und es würde sich für meine Comtesse auch gar nicht schicken, hier in das räucherige kleine Loch zu treten. Nein, was ich bitte, ist: seien Sie heute extra freundlich und aufmerksam gegen die arme Dame und lassen sich durch ihre Steifheit nicht abschrecken. Erzählen Sie ihr etwas, darüber sie Freude hat oder sich ärgert, das ist Eins. Nur daß sie ein bischen aufgeschüttelt wird. Dann kommt sie auch schon mit dem Anderen heraus. Und das gönn' ich ihr so. Denn Fräuleinchen, sie hat in ihrem Leben viel, viel hinunterschlucken und immer still sein müssen, ob's ihr auch schier das Herz abstieß. Wo ich ihr helfen konnte, hab' ich's von Herzen gethan. Aber jetzt — probiren Sie's nur, Fräuleinchen! Sie verdienen sich einen Gotteslohn!"

Claudine war nachdenklich in ihr Zimmer hinaufgestiegen, hatte ihren Anzug gewechselt — Comtesse Gertrud würde es niemals sich selbst oder der Nichte erlaubt haben, „zur Tafel" in dem gewöhnlichen Tages-, geschweige dem Morgenanzug zu erscheinen! — und sich dann zu der alten Dame verfügt, um wie herkömmlich, die Viertelstunde vor dem Speisen bei ihr zuzubringen. Der Empfang war ein nichts weniger als verheißungsvoller gewesen: die Comtesse nahm heut wie immer so gut wie gar keine Notiz von dem Eintritt, der Begrüßung, der Anwesenheit der jungen Verwandten. Dann hatte man

gespeist, und sich darauf zu der üblichen Fortsetzung des stummen Beieinanderseins wieder in's Wohnzimmer zurückbegeben — von Nachmittagsruhe wußte die Comtesse nichts. Claudine fand um so weniger einen Anfang zur Ausführung des ihr gewordenen Auftrages, als die Tante auch nicht das Geringste von einer ungewöhnlichen Stimmung merken ließ.

Plötzlich jedoch hatte sie langsam aufgeblickt und in der kältesten Weise gefragt, ob Claudine morgens etwa im Garten gewesen sei und einen Menschen bemerkt habe, der mit einem Hunde der Allee zugegangen sei? — Da hatte Claudine, nicht wenig überrascht von einer solchen, schier unerhörten Aufmerksamkeit auf die Vorgänge um sie her, alsbald Gelegenheit genommen von ihrem Begegniß zu berichten, und es hatte sich, wenn man es so heißen darf, das Gespräch daran geknüpft, das wir zu Anfang dieses Kapitels mitgetheilt haben — für das junge Mädchen überraschender von Wort zu Wort. Denn daß Comtesse Gertrud überhaupt fragte und sogar einen längeren Satz laut werden ließ; daß sie eine, sei es auch noch so geringe, Theilnahme äußerte und sich eines der früheren Bediensteten ihres Hauses und seines Namens erinnerte — das war für Claudine, wie es vermuthlich dies auch für die übrigen Schloßleute gewesen sein würde, etwas völlig Neues und erlaubte auf eine Bewegung im Innern der Alten zu schließen, von welcher draußen auch nicht die leiseste Spur zu bemerken war.

Claudine fühlte sich beinahe ergriffen von ihrer Wahrnehmung. War es denn wirklich so, wie die alte vertraute Dienerin gesagt hatte, und gab es in dem grauen Steinbild noch ein wirkliches, warmes, gewaltsam zurückgedrängtes Leben? Aber das junge Mädchen begriff auch, daß sie sich in Geduld fassen müsse, wenn die leise Regung nicht alsbald wieder in der früheren Erstarrung untergehen sollte.

Und sie hatte Recht gehabt. Nach einiger Zeit schauten die großen blauen Augen von neuem, starr freilich und kalt wie vorhin, zu ihr auf und die Gräfin sagte auch im früheren theilnahmlosen Ton: „Da es noch nicht möglich ist, dir, wie es sich für eine Dame unseres Hauses schickt, einen Diener folgen zu lassen, so wirst du einstweilen auf diese Spaziergänge verzichten. Ich hätte sie allerdings in der Nähe des hiesigen Gesindels gar nicht gestatten sollen."

„Noch?" — „Einstweilen?" Was war das? Bot sich denn wirklich irgend eine Aussicht auf einigermaßen günstige Veränderung dar? — Claudine sah lebhaft auf, aber das kalte, noch immer auf ihr ruhende Auge mahnte sie, gefaßt und vorsichtig zu bleiben. Und wieder auf ihre Arbeit blickend, versetzte sie bescheiden: „Aber gnädige Großtante, mir ist etwas Derartiges zum erstenmal begegnet —"

„Und kann dir alle Tage wieder begegnen," fiel die Gräfin stets im gleichen Tone ein. „Da dies Gesindel einmal den Eingang gefunden hat, wird es sich alsbald von neuem zeigen. Und da es uns nicht aus dem Wege geht, so thun wir das. Denn da es nicht mehr, wie vordem, unsere Leibeigenen sein sollen, so gibt es zwischen uns und ihnen überhaupt kein Verhältniß mehr. Sie existiren für uns nicht."

„Und doch, meine Großtante," wagte das junge Mädchen nach einer Pause, flüchtig erröthend, einzuwenden, „hat einer von diesen Menschen mich heut' Morgen von einer, vielleicht noch schwereren Mißhandlung bewahrt!"

„Gleichviel," lautete die harte Antwort; „ich will von diesem Gesindel nichts mehr, selbst keine Hülfe und keinen Schutz. Wie ich sage, sie existiren für uns gar nicht."

„Und dennoch, meine Großtante," sagte Claudine wieder, denn daß Gräfin Gertrud überhaupt sich mit dieser Angelegenheit so lange beschäftigte und wie sie sich äußerte, ließ

die Nichte gleichfalls unwillkürlich aus ihrer gewöhnlichen Stille hervortreten und gemäß dem Rath der alten Dienerin eine Unterhaltung fortzuführen suchen! — „Dennoch haben Sie selber eben noch eines solchen Mannes sich aus Ihrer Jugendzeit erinnert und nur lobend seiner gedacht!"

Die alte Dame schaute auf. „Das ist, dächte ich, etwas Anderes," sprach sie. „Ich habe den Mann gleich allen seinen Vorfahren als unsere Bedienstete und eigenen Leute genannt. Zu denen hatte Unsereins ein Verhältniß, sie gehörten zu unserem Eigenthum und zu uns. Und mit Franz Rülow — ich entsinne mich, so hieß er! — war es noch etwas Anderes. Er hat uns viel Treue gezeigt und mehr als einen Dienst geleistet. Selbst mir persönlich." Es klang in diesen, auch gedämpfter gesprochenen Worten etwas wie eine leise Bewegung, wie ein Hauch von Wärme. Und als sie nach einer Weile aufschauend, dem fragend auf ihr ruhenden Blick der Nichte begegnete, da kam auch in die starren Züge, in die kalten Augen eine Art von Milde, und sie sagte noch gedämpfter: „Er rettete einem jungen Cavalier das Leben, mein Kind, der hier damals bei uns zum Besuch war."

Es war in diesem einfachen Bekenntniß, oder viel mehr in dieser Belebung der alten, anscheinend jedem Leben abgestorbenen Dame etwas so Ergreifendes, daß Claudinens Augen sich plötzlich mit Thränen füllten. Und was sie nie gewagt, ja niemals für möglich gehalten hatte, das that sie jetzt: sie sprang auf, sie war neben der Tante, sie kniete auf die kleine Fußbank nieder und legte den Arm um die starre, hagere Gestalt. Sie schaute tief innig in die kalten Augen und sagte ebenso: „Sie haben getrauert, Großtante, und trauern noch. Wollen Sie Ihre Claudine nicht ein wenig theilnehmen lassen an Ihrer Trauer? Das thut so wohl!"

„Weißt Du das auch schon?" fragte die Gräfin ur-

schaute mit einer Art von Forschen in da[s] schöne Gesicht des Kindes. Und traf sie, was sie dort fa[nd] bis in das kalte Herz, oder that es ihr die längst verg[...]ne Innigkeit eines treuen Menschenkindes an, die sich so pl[ötzli]ch und voll solcher Hingebung ihr nahte und sich mit der [B]ewegung vereinte, welche im eigenen Herzen erwacht war — sie widerstand nicht länger. Das große Auge wurde gan[z] milde, um den eingesunkenen Mund zuckte es, und in[dem] sie die Hand leicht über den Kopf der Nichte glei[te]n ließ, sagte sie mit wirklich herzlichem Klang: „Laß [un]s einander nicht weich machen, mein gutes Kind. Das [Le]ben macht uns hart und braucht uns hart. Komm, n[imm] wieder deinen Platz ein. Ich will dir gern erzählen, [wa]s da zu erzählen ist, denn es ist für die Meinen [ei]n Geheimniß gewesen und es thut mir wohl, bei einer [vo]n ihnen und zwar bei dir grade, der ich so wenig Gut und Freundliches zu erweisen vermag, eine warme Th[eil]nahme zu finden. Ich bin niemals durch eine solche v[erw]öhnt worden, und dennoch — du hast ganz Recht! — [seh]nt man sich zu Zeiten sehr nach ihr.“

Claudine kehrte nach einem Kuß auf die Hand der Alten [un]d nach einem neuen langen und innigen Blick in ihre [Au]gen, der voll Freundlichkeit erwidert wurde, zu ihrem [Se]ssel in der Fensternische zurück. Gräfin Gertrud be[ha]uptete ihren Platz in dem Lehnstuhl neben dem Canape in [un]veränderter, aufrechter Haltung, welche die Lehne für völlig [üb]erflüssig erscheinen ließ. Die flüchtige Bewegung war wieder [üb]erwunden, nur daß in ihren Zügen noch ein Rest der [M]ilde zu bemerken war, welche Claudine soeben an ihre Seite [ge]lockt hatte. Und von dieser Milde klang auch noch etwas [in] ihrer Stimme, als sie jetzt zu reden begann.

„Im Jahre 1802 gingen meine Eltern nach Pyrmont. [Mei]ne Schwester Gabriele, deine Großmutter, war noch ein

Kind, ich jedoch, trotz meiner fünfzehn Jahre schon erwachsen, so daß ich in der Gesellschaft erscheinen durfte und, wie man sagte, Beifall fand. Unter den Herren, welche uns ihre Aufmerksamkeit erwiesen, war ein Freiherr von Dronsfeld, aus sehr guter, aber wenig begüterter Familie, noch blutjung und seit Kurzem Offizier in Hessen-Kassel'schen Diensten. Er schloß sich voll besonderer Wärme an mich an und auch ich hatte großes Gefallen an ihm: wir waren Beide so jung, voll Heiterkeit, und das Leben erschien uns als ein glänzendes Freudenfest. Von Ernst gab es in uns und zwischen uns anscheinend nichts. Meine Eltern sahen in dieser Verbindung, wenn sie überhaupt auf dieselbe achteten, nichts als eine Kinderei.

„Aber es war am Ende doch wohl etwas mehr gewesen.
Ich vergaß ihn nicht und keine von den neuen Bekanntschaften,
die ich in der folgenden Zeit hier daheim und wo wir
weilten, zu machen hatte, war im Stande sein Bild aus
zu verdrängen. Und als er im Jahre 1804 hier auf Schl
Bolder plötzlich bei uns erschien, spürt' ich's wohl, daß
mir theuer war und fühlte mich glücklich über die Entdeckun
daß er mich liebe. Wir waren sehr glücklich, mein Kind, wi
ernst auch bereits die Zeit und die Verhältnisse um uns
sich gestaltet hatten. Denn mein Herr Vater hatte schon S
empfindlichsten Verluste zu erleiden gehabt und mit dem
rührerischen, undankbaren Gesindel zu Boldershof begann e
der Prozeß, der nicht nur unser Vermögen, sondern au
unser Ansehen hierzulande so außerordentlich geschädigt
und zu so verderblichen Folgen führte. In unserem Kr
hier nahm man indessen, wie du wohl denken kannst,
läufig von diesen Verdrießlichkeiten kaum Notiz. Wir le
in gewohnter Weise, auf großem Fuß, in unausgesetzten
ohne Sorgen und — ich muß es wiederholen! — ohne

Ahnung von dem Ernst und den Gefahren des Lebens. Daher warfen mich auch der erste Ernst und die erste Gefahr, welche mir begegneten, fast völlig zu Boden: Alexander war eines Morgens mit einem der kleinen Boote, welche draußen im Kanal lagen, ganz allein in die See hinausgefahren und wir erfuhren seine Abwesenheit und sein Wagniß erst, als einer von unseren plötzlichen Gewitterstürmen den Untergang des Unglücklichen fast unausbleiblich erscheinen ließ. Trotzdem wurde er gerettet. Jener Franz Rülow, einer von den wenigen noch übrigen Getreuen, der gerade hier war und meine grenzenlose Verzweiflung wahrnahm, lief trotz aller Gefahr mit dem zweiten Boot aus, fand den Unglücklichen auf und brachte ihn uns lebend wieder.

„Ich war so außer mir gewesen, daß meine strenge Frau Mutter mir die bittersten Vorwürfe machte und dabei sogar die Bemerkung fallen ließ, sie wolle nicht fürchten, daß ich mich zu etwas wie einem ernsteren Interesse für unseren Gast ve[illegible]rt habe. Es würde nicht nur ein aussichtsloses sein, sondern auch kaum jemals von ihr mir verziehen werden. Nun, mein Kind, und Beides hatte ich sehr bald erfahren. Denn als Alexander am nächsten Tage mit seiner Bewerbung vor die Eltern getreten war, hatte er eine entschiedene, von Seiten meiner Frau Mutter sogar unfreundliche Abweisung erhalten. Mein Herr Vater beurtheilte uns und unsere Liebe mit mehr Nachsicht. Er stellte mir, als Alexander abgereist war, nur des Freundes völlige Mittellosigkeit und unsere erschütterten Vermögensverhältnisse vor, welche es ihm unmöglich machten, mir an der Seite dieses armen Gatten ein, für eine Comtesse Bergen sich schickendes Leben zu sichern. — Dagegen konnte ich nichts einwenden und hatte mich daher in mein Geschick zu fügen."

„Und Sie blieben auf immer von ihm getrennt, Groß=

tante?“ fragte, da Gräfin Gertrud innehielt und schweigend weiter strickte, Claudine voll Theilnahme. „Erfuhren Sie nie wieder von ihm?“

Die Alte blickte auf, aber nur auf eine Sekunde. „Doch, mein Kind,“ versetzte sie. „Es folgte noch ein anderer Act, wie man das ja wohl heißt, und zwar im gewissen Sinne ein bei weitem schwererer. Wir begegneten uns 1811 in Kassel wieder, wohin wir damals zogen und wo er, der den westfälischen Dienst verschmäht hatte und auf seinem kleinen Gute lebte, nothgedrungen zuweilen erscheinen mußte. Wir fanden uns Beide unverändert, allein auch die Umstände und Verhältnisse waren uns ebensowenig günstig wie vordem, ja im Grunde noch ungünstiger, da für unsere Familie, wie du weißt, alles verloren zu sein schien. Dazu hatte meine Frau Mutter in Ansehung Alexanders und meiner ihren Sinn gleichfalls nicht geändert: sie opponirte sich unserer Verbindung mit unerbittlicher Entschiedenheit und erklärte, falls ich gleich deiner Großmutter meinem eigenen Kopf folgen würde, auf das härteste sich von mir auf immer geschieden. Daß in ihr noch etwas außer seiner Armuth und seinem, in ihren Augen geringeren Stande gegen den Freund sprach, war deutlich genug; allein das Was habe ich niemals zu ergründen vermocht. Genug, mein Kind, ich fügte mich, und zwar um so eher, als sie allerdings bei ihrer Kränklichkeit und in unserer Lage wohl Anspruch auf die Gesellschaft und die Pflege eines ihrer Kinder machen durfte. Und so schieden Alexander und ich, nach schweren Kämpfen, mein Kind, aber ergeben in das Unabänderliche, auf's neue und für immer. Er ging, weil er in meiner Nähe und dennoch ohne mich nicht leben zu können meinte, gleich vielen seines Gleichen nach Rußland, um an dem bevorstehenden großen Kriege theilzunehmen.“

„Und dann?“ fragte Claudine, als die Erzählerin wieder

inne hielt, nach einiger Zeit noch leiser als vorhin. Ihre anfängliche Bewegung schien die Gräfin völlig überwunden zu haben. Aber selbst aus dem kalten und trockenen Bericht klang etwas, das der Zuhörerin das Herz schwer machte.

„Dann?" wiederholte die alte Dame aufblickend. „Dann war es zu Ende, mein Kind. Er war fort und blieb es. Nach dem Tode meiner Frau Mutter zog ich zwar hierher, aber ich empfing durch deine Großeltern doch zu weilen auch Nachrichten von dort und den früheren Bekannten. Von ihm vernahm ich nichts mehr, und mußte ihn also wohl je länger, desto bestimmter zu den Todten legen. Eine solche Unsicherheit, wie sie mir manche Jahre lang auferlegt war, thut weh, mein Kind. Sie geht Einem nach bei Tag und Nacht, auf allen Wegen. Ich habe ihn — da ich überhaupt hiervon sprach, kann ich auch dies sagen," redete sie weiter, ohne eine neue leichte Bewegung der Stimme ganz unterdrücken zu können; „ich habe ihn doch sehr lieb gehabt, und obgleich ich mir vernünftigerweise sagte und sagen mußte, daß wir am besten einander nicht mehr begegneten, weil eine nähere Verbindung nach wie vor außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, so hätt' ich dennoch, ich weiß nicht was, dafür gegeben, ihn noch einmal wiederzusehen. Man sagt ja, das Menschenherz wolle und könne es nicht anders."

Claudine war still. Es fröstelte sie. Die Bewegung war vorüber, die alte Erstarrung trat wieder in ihre Rechte.

Aber sie hatte sich getäuscht. Nach einer Weile schaute Gräfin Gertrud von neuem auf und ersichtlich milde zu der Nichte hinüber. Sie lehnte sich sogar leicht zurück und ihre Hände ruhten auf der Arbeit im Schooß. „Und schilt mich eine Thörin, mein Kind," sprach sie, die Achseln zuckend, „es ist noch heut' nicht anders. Diese Saite klingt noch immer und weder die lange Zeit, noch alle die Widerwärtigkeiten

meines Lebens haben sie zu verstimmen vermocht. Als ich heut Morgen von meinem Geschäftsführer, dem Justizrath Rosenthal, die Nachricht empfing, daß der Prozeß zu Ende und zwar zu Gunsten unserer Familie entschieden sei, mußte ich dennoch zuerst an i h n denken, und was daraus geworden wäre, wenn dies Ende, wie es hätte sollen, vierzig Jahre früher gekommen sein würde! Und ich muß mich zwingen, die wahre Bedeutung und die wirklichen Folgen dieses Ereignißes mit gebührendem Ernst ins Auge zu fassen."

Claudine hatte bei der außerordentlichen Nachricht lebhaft überrascht sich von ihrem Sitze erhoben. Jetzt eilte sie auf die alte Dame zu und legte, auf das Fußbänkchen niederknieend, noch einmal den Arm um die hagere Gestalt. „Meine einzige Großtante," sagte sie herzlich bewegt, „ich möchte jubeln und zugleich weinen vor Glück! O, Sie mußten so lange, so schwer unter all' diesen Entbehrungen und Demüthigungen leiden." —

„Ich!" unterbrach Gräfin Gertrud sie trocken, während sie jedoch mit ungewohnter Freundlichkeit über das dunkle Köpfchen an ihrer Brust strich. „Für mich ist mir dies Ereigniß nur um dessentwillen nicht äußerst gleichgültig, weil endlich unser Recht zur gebührenden Geltung kommt. Für dich ist es etwas Anderes. Das Freifräulein von Schefflaar wird fortan ihren Rang in der Gesellschaft wieder respectirt sehen und gegen Frechheiten, wie die heutige, geschützt sein. — Doch das Nächste mein Kind!" brach sie ab. „Der Justizrath will übermorgen eintreffen, um alles Nöthige zu bereden und die drängendsten Geschäfte in die Hand zu nehmen. Du wirst ihm dein Zimmer einräumen müssen und ein paar Tage bei mir unterzukommen suchen. Schloß Bolder" — und sie lächelte fast ein wenig bitter — „ist auf Gäste nicht mehr eingerichtet."

5.

Boldershöfer Wirren.

Zu Boldershof war der Kapitän Caspar Rülow zeitiger bei seinem dicken Freunde wieder eingetroffen, als es der Wirth erwartet haben mochte und als es bei der Kaltblütigkeit dieser, obendarein unter dem Banne ihrer Gewohnheiten stehenden Menschen, ohne eine ganz besondere und zwingende Veranlassung der Fall gewesen sein dürfte. Die Mahlzeiten werden in allen ehrbaren Familien nie und unter keinen Umständen auch nur um eine Minute verrückt und, gleichviel ob mit dem freilich selten fehlenden Appetit oder nicht, voll einer schier religiösen Gewissenhaftigkeit und der schicklichen Bequemlichkeit absolvirt. Darauf hat selbst eine Neugier, wie sie heute durch das Erscheinen der großen Flotte und durch den Alarmschuß erregt worden war, nicht den mindesten störenden Einfluß, und selbst jene alten „Müssiggänger" verschwanden während dieser Stunde einer nach dem anderen von ihrem Beobachtungsposten auf eine bald kürzere, bald längere Zeit, weil der Magen allmählich doch gar zu ungestüm nach neuer Zufuhr verlangte und (wie wir schon oben sagten) von draußen her noch lange nichts Neues zu erwarten war.

Gottfried Prees saß noch mit seinen Hausgenossen am Tisch und ließ sich sein Fischgericht vortrefflich schmecken, als Caspar Rülow bereits wieder draußen vor dem Fenster der Eßstube stand und durch die hellen Scheiben nach dem alten Freunde schaute. Gottfried war über diese Erscheinung ersichtlich gleich seinen Tischgenossen nicht wenig erstaunt und ver-

gaß den Bissen in den Mund zu schieben, den er eben auf der Gabel hatte. Ja, er brauchte diesen Mund, was sonst bei Tisch nicht der Fall zu sein pflegte, sogar ausnahmsweise einmal zum Sprechen und rief dem Kapitän ein dröhnendes „Komm' herein und halt' mit, Caspar!" zu, während die Hausfrau, zum Fenster tretend, dasselbe öffnete und nicht ohne eine gewisse Besorgniß fragte, ob es etwa ein Unglück gegeben habe oder einen Verdruß?

Das Aussehen des Ankömmlings rechtfertigte diese Frage allerdings nicht. Er schaute sozusagen gleichmüthiger und kaltblütiger als sonst darein und erwiderte nun auch seelenruhig, daß von dergleichen keine Rede sei, er aber doch gern mit dem Wirth sprechen wolle, bevor weitere Gäste kämen. Er wolle derweil ins Gastzimmer hinübergehen und einen Ausguck nach der Flotte nehmen.

„Na ja, nur ein wenig Geduld!" rief der Wirth wieder, der zwischen dem Essen merkwürdiger Weise die Reden der Beiden also vernommen haben mußte. Und diese Geduld war allerdings sehr nothwendig. Denn Caspar Rülow konnte drüben mit aller Bequemlichkeit das bestgelegene Fenster aussuchen, das Fernrohr richten und die genaueste Inspection des großen Schiffes vornehmen, das noch immer seinen früheren Platz behauptete; ja er war schon wieder in's Zimmer zurückgetreten, hatte sich eine Cigarre genommen und angezündet und es sich in der Ecke des schwarz überzogenen Sopha's bequem gemacht, als sich der Wirth endlich, noch ein wenig schwerfälliger als gewöhnlich und sich breit in den Hüften wiegend, durch die Thür schob.

„Schick' mir gleich eine Tasse!" rief er auf den Flur zurück, bewegte sich zur Schenke, um seinem Verdauungsvermögen durch einen tüchtigen Schluck Cognac zu Hülfe zu kommen und räusperte sich behaglich. Dann wählte er eine

Cigarre, zündete sie an und steckte sie in den linken Mundwinkel und kam nun erst zum Tisch heran. Da faßte er Posto, legte die Hände bequem auf dem Bauch über einander und sagte: „Na, und nun, Caspar, was ist los, daß der Mensch nicht einmal mehr in Frieden sein armes bischen Essen hinab schlucken soll?"

Rülow schaute ihn ernst an. „Was wird's sein?" versetzte er und schnellte die Asche von der Cigarre. „Du wolltest mit mir über die Schloßleute reden —"

„Und du hattest keine Lust dazu," fiel Gottfried phlegmatisch ein, indem er einen Stuhl herbeizog und sich neben dem Tische niederließ, so daß er eine bequeme Stütze für seinen Ellenbogen fand.

„Aber jetzt hab' ich sie — alle Stunden sind nicht gleich, Alter," sprach der Andere, die weißen Brauen zusammenziehend, „die Chikanen und Narretheien sind bös und sollten endlich einmal aufhören, — wer denkt noch an den alten Hader? Und wenn die alte Comtesse wirklich Hülfe von uns will, so soll's auch an mir nicht fehlen, heißt das, so weit Unsereins helfen kann. Kommt es aber wie heut zu einem wirklichen Schuftstreich, da fragt man nicht mehr nach dem Können, sondern da heißt es müssen. Das und das hat mein Franz erzählt." Und damit berichtete er von dem uns bekannten Begegniß im Park. „Geht ihnen das durch," setzte er zum Schluß hinzu, „so geht's auch noch weiter — wer weiß, wie weit. Und man soll uns Boldershöfern nicht nachsagen, daß wir unsere Hunde auf ein armes junges Kind hetzen, das keiner Menschenseele etwas zu Leide thut und nur auf seinem eignen Grund und Boden in Frieden bleiben will."

Der Wirth nickte mit ersichtlich großer Zufriedenheit vor sich hin. „Das wird ein krauser Nachmittag werden," sagte er händereibend; „mich wundert nur, daß Christopher

noch nicht in Sicht ist. Suchen thut er dich, das versteht sich, und mich sucht er auch — hab' ich ihm doch heut Mittag gleichfalls einen kleinen Stein in den Weg geschoben, auch von wegen der Schloßleute —"

„Du?" fragte der Gast aufschauend.

„Ja — ich. Sophie Woolbeck wollte Fische und Steffen Plate's alte Hexe sagte ihr, für die Bettelgesellschaft im Schloß habe sie keine Flosse, selbst nicht um Geld. Und als ich zur Vernunft redete, kriegt ich's gleichfalls: ihre Waare sei ihre Waare, und wenn das Bettelvolk ihretwegen verhungere, so sei es ihr recht und anderen auch. Daß das nicht in ihrem Kopf gewachsen ist, capirt sich — Christopher steckt dahinter in seiner ganzen Leibspositur. Und als heut Mittag der Steffen selber mit seiner Flasche kam, die immer zu früh leer wird, da —" Gottfried Prees grinste bei dieser Erinnerung vor Vergnügen — „sagt' ich ihm, seine Frau und ich, wir machen es nach der neuen Mode: meine Waare sei meine Waare. Er solle nur zu Christophern gehen, der thue auch mit und sei ihm und dem Weibe ja noch Lohn schuldig. — Der Narr machte Augen wie ein gestochenes Kalb, — die Viertelstunde, welche hinterdrein für die alte Hexe gekommen ist, möcht' ich nicht erlebt haben! Und so siehst du wohl, Kapitän — und — da haben wir ihn ja auch schon," brach er ab und nickte gegen das Fenster zu. „Kommt er daher und hantirt mit seinen Flossen just wie eine holländische Kuff! Na, halt' dich parat, Caspar! Wollen ihn abschlagen, daß er das Wiederkommen vergißt!"

Durch das Fenster, welches der Wirth in's Auge gefaßt hatte, schaute man freilich zuerst gleichfalls über den nicht breiten Strand auf die See; links aber erblickte man auch die nächsten Häuser des Dorfes, an dessen äußerster Kante, wie wir wissen, der Gasthof lag, und es führte von dort ein breiter

Fußsteig heran, welcher die daselbst Hausenden schneller zum Hafen und zum Wirthshaus brachte, als die große Dorfstraße. Auf ihm kam in der That eben jener große und massiv gebaute alte Gesell in großer Hast dahergetrabt, den wir schon am Morgen im Garten kennen lernten und sich damals so höhnisch über die „Bettelprinzeß" äußern hörten.

Wie die Leser sich erinnern werden, hatte Gräfin Gertrud, um den Angriffen der Boldershöfer ein für allemal ein Ende zu machen, die zwischen dem Dorf und dem Schloß gelegenen Felder eines schönen Tages an einen städtischen Speculanten verkauft, der sie gegen schweres Draufgeld dann nach einiger Zeit den Ortsbewohnern überließ. Indessen stellte sich bald heraus, daß die letzteren diesen neuen Besitz, obgleich sie so eifrig nach ihm verlangt hatten, dennoch nicht in vortheilhafter Weise zu bewirthschaften vermochten. Die meisten wollten und verstanden von der Ackerwirthschaft nichts, und die wenigen, welche derselben ernstlich oblagen, besaßen weder die Mittel, noch den Muth, ja im Grunde auch ihrerseits kaum die Neigung, sich dauernd an weitläufigeren Unternehmungen auf einem größeren Areal zu versuchen. Als daher in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein wohlhabender und speculativer, im nächsten Dorfe angesessener Bauer einen der kleinen Boldershöfer Ackerhöfe von den Erben des bisherigen, eben kinderlos verstorbenen Besitzers ankaufte und für die angrenzenden Grundstücke gute Preise bot, so machte man ihm keine besonderen Schwierigkeiten, sondern schlug los, was den meisten Leuten fast nur wie eine Last erschien. Und man war um so nachgiebiger, als Christopher Behrens' Familie zu Boldershof wenigstens nicht unbekannt, sondern sogar mit einzelnen Einheimischen verwandt war. Einen wirklichen Fremdling hätten die eigensinnigen Boldershöfer allerdings schwerlich zwischen sich aufgenommen.

Die Speculation, oder was es sonst gewesen war, schlug auf das beste ein. Der Besitz wuchs und wuchs, bis er fast das ganze Schloßgebiebt umfaßte und seinen Eigenthümer zu einem der größten und reichsten Bauern des Bezirks machte. Christopher Behrens war gleich Anfangs völlig herübergesiedelt und wirthschaftete mit ungemeiner Einsicht, Energie und anscheinend wandellosem Glück. Sein Ansehen im Ort war daher auch kein geringes, denn er war unzweifelhaft reicher als die wohlhabendsten Einheimischen; und wie wenig Leute vom Schlage der Boldershöfer sonst auch zur Anerkennung eines solchen Vorzuges geeignet sind, so gab es doch auch hier immerhin Menschen genug, welche seinem Einfluß unterworfen waren und mit ihm, wie man das zu heißen pflegt, durch Dick und Dünn gingen. Die einen hatten ihren reellen Vortheil dabei, denn er gab ihnen Arbeit und sonstigen Verdienst; und die anderen ließen sich durch sein Prahlen und Drohen einschüchtern und fürchteten seine rücksichtslose Gewaltthätigkeit.

Allein es fehlte dem großen Manne trotzdem oder vielleicht eben darum auch keineswegs an und zwar äußerst entschiedenen Gegnern. So lange die Bauernfamilie drüben in ihrer alten Heimat geblieben war, hatte man zu Boldershof gegen sie nichts Besonderes einzuwenden gefunden, ja sich, wie wir vernahmen, bei Gelegenheit nicht einmal gegen eine verwandschaftliche Verbindung mit ihr gewahrt. Ihre abweichenden Sitten und ihre andere Weise kamen, so lange sie eben draußen blieb, nicht groß in Betracht, destomehr aber, seit sie nach dem Seeort übergesiedelt war und, wie sich alsbald herausstellte, wenig geneigt erschien, sich auf den einheimischen Ton zu stimmen: Christopher Behrens und die Seinen waren und blieben Bauern in viel strengerem Sinne als die paar älteren Ortsangehörigen, welche zwar gleichfalls die Acker=

wirthschaft betrieben, neben derselben jedoch sämmtlich sich so oder so an der Schifffahrt und Fischerei zu betheiligen pflegten. Für die alten Schiffer- und Fischerfamilien blieb der Bauer Behrens in Folge dessen daher auch stets der Eingewanderte und Fremde, den sie nicht als Ihresgleichen und nicht als ebenbürtig ansahen, dessen Ton und Weise mit der ihren häufig auf das unbehaglichste collidirte. Der Einfluß, den er, wie bemerkt, auf manche von den geringeren Leuten gewann, mißfiel ihnen; seine Ansprüche wurden ihnen unbequem und seine Breitspurigkeit, seine Prahlerei, seine Kleinlichkeit, seine Ränke und Kniffe verdrossen sie und machten ihn ihnen sogar einigermaßen verächtlich.

Denn diese Schiffer und Fischer, sowie die gesammte Bevölkerung der Küstenorte waren im Allgemeinen ein derbes und rauhes Geschlecht, in welchem es allerdings von dem sogenannten feinen Gefühl kaum eine Spur, desto mehr aber von dem natürlichen gab und dem ein durchaus gesunder Sinn für Recht und Billigkeit innewohnte. Von Complimenten und Redensarten, von Ränken und Practiken wußten und hielten sie nichts, ihre Freundschaft und Feindschaft war eine offene und grade. Ihr Trotz zeigte sich unbeugsam und ihre Grobheit mochte den einen oder anderen seiner Gearteten zuweilen nicht wenig erschrecken. Prahlsucht jedoch war ihnen völlig fremd, und ein Zug oder eine Handlung, die man mit Recht als roh, brutal und gemein hätte bezeichen dürfen, gehörten zu den seltensten Ausnahmen.

Unsere Voldershöfer hatten ihre Freiheit der alten Herrschaft gegenüber vordem auf das trotzigste durchgefochten und ihre ferneren Ansprüche und ihr vermeintliches Recht mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit verfolgt. Der Schloßherrschaft und ihrem letzten Gliede, der „Bettelprinzeß“, hatten sie die bitterste Feindschaft gewidmet und es auch am schärfsten

Spott und an der vollen Verachtung des „bettelhaften Hochmuths," wie sie es hießen, nirgends fehlen lassen. Allein sie waren, der großen Mehrzahl nach, bei diesem allem stets mit einer rauhen Offenheit vorgegangen — ihre Angriffe waren sozusagen immer am hellen Tage erfolgt. Ein kleinliches Schädigen und Chikaniren war stets nur von Einzelnen hin und wider versucht und von den richtigen, zumal den älteren Einwohnern niemals gebilligt worden.

Seit diesen Tagen der Feindseligkeiten war jetzt eine lange Zeit vergangen und, wie wir bereits angedeutet haben, eine ruhigere Stimmung zur Herrschaft gelangt. Bei manchen freilich starb der Spott auch heute noch nicht ab, andere jedoch waren gegen die Gräfin längst gleichgültig geworden, und gar nicht wenige empfanden allmählich eine Art von Theilnahme für die alte, trotzig mit den trübseligen Verhältnissen kämpfende Dame. Ja, diese Theilnahme wuchs und breitete sich aus, seit Christopher Behrens, nachdem er manche Jahre lang so ziemlich Ruhe gehalten hatte, immer lüsterner wurde, den kleinen Rest der Schloßfelder, die Hofstelle und die Gärten mit seinem Besitz zu vereinigen, und ohne erst lange den Weg der Güte zu versuchen, gegen das „Bettelpack" auf Schloß Bolder mit allen denkbaren Vexationen und Schädigungen vorging — er werde es schon dahin bringen, erklärte er mit aller möglichen Unbefangenheit, daß man, wenn man nicht vollends verhungern und verderben wolle, das Feld freiwillig räume.

Dies Verfahren und diese Erklärung machten zu Boldershof auf nicht wenig Stellen viel böses Blut. Trotz aller früheren Feindschaft und trotz alles Zanks hatte man dennoch niemals das Gefühl einer gewißen Zusammengehörigkeit mit der alten Herrschaft verloren — Schloß Bolder und Boldershof gehörten einmal zu einander, seit sie überhaupt existirten. Und nun erkühnte sich nicht einmal ein Einheimischer, sondern

der Eingewanderte, der Bauer, diesen Zusammenhang, obendarein durch zum Theil unredliche Mittel zu stören und womöglich aufzuheben! — Kurz, die Stimmung der Meisten und Besten wider Christopher Behrens war eine, für seine Pläne durchaus ungünstige, und es bedurfte nur der geringsten äußeren Veranlassung, um sie sich gegen ihn noch derber und entschiedener als jemals bisher aussprechen zu lassen.

Nun hatte sein ohnehin nichts weniger als gut berufener Sohn durch seinen brutalen Angriff plötzlich diese Veranlassung geboten. Es herrschte in diesen Seeorten und also auch zu Boldershof ein merkwürdiges Gemeinde- und Ehrgefühl, das in allem, was den Ort und seine Bewohner draußen in schlechten Ruf hätte bringen können, auf das ernstlichste widersetzte und einen leichtsinnigen Sünder um vieles empfindlicher zu strafen verstand, als es Gesetz und Richter vermochten. Es gab manche, uns selbst noch bekannte, ähnliche Plätze, in denen ein gemeines oder unnatürliches Verbrechen seit Menschengedenken etwas völlig Unerhörtes war.

Die beiden alten Bursche in der Gaststube konnten daher auch mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß sie in dem vorliegenden Falle den ganzen Kern der Einwohnerschaft hinter sich haben würden. Selbst von denen, welche es mit dem Bauer hielten und ihre alte Feindschaft gegen die Schloßherrschaft noch nicht überwunden hatten, standen voraussichtlich die meisten zu ihnen. In Folge dessen sahen sie den ihnen bevorstehenden Zornausbruch mit noch größerer Seelenruhe und, soweit wenigstens der dicke Wirth in Frage kam, auch mit ausnehmender Befriedigung entgegen: nicht nur der brutale Thäter, sondern auch sein anmaßender Vater, der „Dorfprotz“, hatten im Sinne der richtigen Boldershöfer schon längst einen derben „Klaps“ verdient und konnten ihn jetzt in ausreichendem Maße erhalten.

Was ihnen demnächst bevorstand, war deutlich genug: Christopher Behrens kam zwar wie am Morgen standesgemäß im ehrbaren grauen Rock und hohen schwarzen Hut, aber mit einer Hast und voll einer Aufregung daher, welche sich von seinem gewöhnlichen Auftreten auf das schärfste unterschieden. Jetzt war er bereits am Gartenzaun, mit grimmigem Blick die Fenster musternd, und nun kam er an der Vorderseite des Hauses entlang, weit ausholenden Schrittes und bei jedem mit dem schweren Stock auf den Boden niederhauend, daß der Kiessand aufstäubte. Und jetzt stampfte er über den Flur und stand in der nach Landesgewohnheit weitgeöffneten Thür der Gaststube, maß die beiden Alten mit einem schier blutigen Blick — die glühende Zornröthe flammte nicht nur über das Gesicht, sondern auch durch die Augen! — und endlich brach es aus ihm stürzend hervor: „So, da sitzt die Kumpanei, die dem Christopher Behrens zu Kleide will? Aber ich will euch die euren ausstäuben — heraus da hinter dem Tisch —"

Der Kapitän regte sich nicht, Gottfried Prees jedoch wandte dem Wüthenden sein Angesicht zu, legte den Arm bequem über die Stuhllehne und sagte mit einer Art von Schmunzeln: „Sieh, sieh, Feuer unter dem Dach! Was willst du zum Löschen haben?"

„Von dir und von dem?" schrie der Bauer und spukte giftig aus. „Von dir? Dich will ich noch so schlecht sehen, daß kein Hund mehr einen Bissen von dir nimmt und du selber an den Thüren bettelst! Und dem da und seinem hochnasigen Jungen schlage ich alle Knochen im Leibe kaput —" Und als wollte er diese Drohung versinnbildlichen, hieb er mit seinem Stock so gewaltsam auf den nächsten Tisch nieder, daß es einen Knall wie einen Flintenschuß gab und der Stock selber mitten auseinanderbrach. „Der Christopher Behrens —"

„Puppenspieler!“ sagte Caspar Rülow verächtlich.

In des Wirths Gesicht stieg eine verdächtige dunkle Röthe, und die Stirnadern schwollen bedenklich an. Trotzdem sprach er nicht, sondern stand mit seiner gewöhnlichen Schwerfälligkeit auf, schob sich zum Fenster und rief in den Garten ein weitschallendes „Peter!“ hinaus. Darauf kam er zurück und stand, die Hände auf dem Bauche haltend, breit vor dem die Fäuste schüttelnden und anscheinend an seiner Wuth beinahe erstickenden Feinde, und indem er demselben eine ganze Wolke Cigarrenrauch entgegenblies, redete er in merkwürdig ruhigem Tone: „So, mein Junge, jetzt komme ich. Meine Gäste und meine Fäuste, weißt du, sind mir zu gut, einen betrunkenen Haselanten aus dem Hause zu werfen. Das, weißt du, besorgt der Peter. Da ist er schon!“ brach er ab und nickte gegen die Thür, wo eben wirklich, vorüber an der Hausfrau und den Mägden, die der Lärm herbeigezogen hatte, ein untersetzter und ungemein breitschultriger, freilich schwerhinkender Knecht eintrat. „Also, wie es dir beliebt, du Narr. Und nun, mein Junge, darfst du den Mund wieder aufthun und expliciren, was du willst. Wenn's mit Manier geschieht, werden Caspar und ich die Antwort nicht schuldig bleiben.“

Christopher Behrens war augenscheinlich nüchtern geworden. Gottfrieds Kaltblütigkeit, im Verein mit den drohenden Anzeichen, daß sie möglicherweise auch sehr plötzlich ein Ende nehmen könnte, ging selbst für den Wüthenden nicht verloren, und des Kapitäns Gleichmuth, die handfesten Dirnen an der Thür, und nun gar der Peter im Zimmer, waren sämmtlich neue Mahnungen zu einer gewissen Mäßigung. Der Prahler begriff, daß ihm die Ueberraschung seiner Gegner mißlungen war, und daß er das Ding überhaupt außerordentlich ungeschickt angefaßt hatte. Und was er jetzt hervorstieß, klang zwar noch grimmig genug, aber doch nicht mehr voll der

ersten, aller Vernunft baren Wuth: „Ich sollte meinen Fritz wie einen dummen Jungen und Bettelbuben abtrumpfen und meinen Hund kreuzlahm schlagen und mich selber verlästern lassen und zu Kreuz vor euch kriechen, ihr Hungerleider? Wollen einmal sehen, was das Gericht dazu sagt. —“

„Freilich, mein Junge,“ schob der Wirth mit dem gleichen, unwiderstehlichen Gewicht ein; „aber zuerst wollen wir sehen, was wir Boldershöfer dazu sagen, daß so Einer, den wir hier nur so eben unter uns wohnen lassen, unsern Herrn spielen und kommandiren will, was unsere Leute thun sollen und was nicht, wer noch leben mag und wer verhungern soll; daß auf unserer Markung Einer Nachts die Grenzsteine versetzt und dem armen Nachbar den Garten umwühlt, als seien die Schweine darin gewesen — sei still, du!“ brach er jählings ab, da der Angeschuldigte als erstes Anzeichen seiner kaum noch gebändigten Wuth, einen lästerlichen Fluch laut werden ließ. Und es war wunderbar, wie die für gewöhnlich so fidelen und ein klein wenig wässerigen Augen des Dicken plötzlich so drohend zu blicken verstanden! „Glaubst du Narr, daß wir keine Augen und Ohren haben? Und wir wollen einmal sehen, was wir Boldershöfer dazu sagen, daß Einer, der unter uns wohnt, wie ein Pirat und Straßenräuber über ein armes junges Ding herfällt und seinen Köter zum Beißen hetzt! Der Caspar hier hat ganz Recht, das soll uns niemand nachsagen, daß wir das gelitten haben! Und nun, mein Junge, lauf zu deinem Richter, und nimm dir Steffen Plate's wüstes Weibsbild mit und wer sonst noch von dem Schlage zu dir hält — da stehen ja schon so ein paar parat!“ schloß der alte Bursch' und nickte gegen das Fenster, vor dem sich ein Haufen Volks, Männer, Frauen und Kinder, zusammengefunden hatten. Und damit wandte er sich um und kehrte an den Tisch und zu seinem Stuhl zurück, zündete ein Streich-

holz für die erloschene Cigarre an und seine Züge glätteten sich überraschend schnell zu dem gewöhnlichen Ausdruck der unstörbaren und selbstzufriedenen Ruhe.

Es hatte sich, wie gesagt, vor dem Hause eine ganze Zahl von Menschen angesammelt. Ob sie es vermuthlich kaum wußten, was es gab, so hatten sie doch längst gemerkt, daß etwas Besonderes vorging. Daß der Kapitän Caspar Rülow schier seine Mahlzeit im Stich ließ und wieder zum Gasthofe ging; daß sein Sohn, gleich nach seiner Ankunft, sich schon zum alten Schulzen begab, daß Christopher Behrens mit allen Zeichen der Wuth durch das Dorf zu Gottfried Prees lief und alsbald unbändig zu lärmen begann; daß der dicke Wirth aber seinen Peter rief und was dergleichen noch mehr war: — das alles hatte in dem engen und stillen Ort augenblicklich Beobachter gefunden und Neugierde erregt, und so kamen sie heran und standen bis in's Haus und an der Thür und sahen und horchten, neugierig, erstaunt und hie und da wohl auch trotzig darein schauend. Denn der Eine oder Andere wußte dennoch schon, was vorgefallen war, und theilte es während des Zanks im Zimmer einem neben ihm Stehenden mit. Und das ging so weiter, sie fingen an Partei zu nehmen, und drohende Blicke und harte Worte begannen herüber und hinüber zu fliegen.

Christopher Behrens hatte die Standrede des Dicken, mit Ausnahme seines kurz zurückgewiesenen Unterbrechungsversuches, bebend vor Grimm freilich, aber stumm angehört: er war augenscheinlich noch nüchterner geworden, ja selbst die Röthe seines Gesichts war entschieden nicht mehr so dunkel wie vorhin: Der eine oder andere Klagepunkt mochte für ihn doch ziemlich empfindlich gewesen und die Berufung auf das Voldershöfer Gericht ihm nichts weniger als gleichgültig sein. Nun aber, da der Wirth sich von ihm gewandt hatte und er

zwischen den vermuthlich jetzt erst bemerkten Leuten wirklich mehr als einen von seinen Anhängern erblickte, gewann der Grimm und der Hochmuth wieder die Oberhand, und indem er die Faust gegen die Beiden am Tisch schüttelte, rief er: „Wollen's sehen, wer Meister wird! Mit euch nehm' ich's noch auf." Er wendete sich gegen die Thür.

„Puppenspieler!" sagte Caspar Rülow wieder verachtungsvoll.

„Und da habt Ihr Recht, Baas," schrie von der Thür her ein großer Mensch in's Zimmer, den nicht nur die Kleidung, sondern auch beinah schon der Schnitt und Ausdruck seines Gesichts und seine ganze Haltung als einen Nichteinheimischen und oben darein als einen Ackerknecht kennzeichneten. „Mit den Boldershöfer Großthuern und Hungerleidern müssen wir 'nmal ins Zeug gehen und ihnen zeigen —"

Das Wort war noch nicht ganz heraus, da fühlte er sich von einer furchtbaren Faust angepackt und wie einen Kreisel herumgedreht. Und in der nächsten Sekunde lag die Faust ihm im Nacken und schob ihn trotz seines wüthenden Zappelns und Umsichschlagens über den Flur, zwischen den zurückdrängenden Neugierigen fort, gegen die Hausthür und hinaus und warf ihn unwiderstehlich mitten in den blühenden Rosenbusch auf der Ecke der nächsten Rabatte hinein.

Ringsum lärmten und schrien, fluchten und lachten sie wild durch einander, und der Gestürzte, der sich mit bös zerkratztem Gesicht aufgerafft hatte, fuhr wie ein wüthender Stier gegen das Haus, bis ihm einer den Arm vorhielt und spöttisch fragte: „Bist du noch nicht fertig, du Hanswurst?"

Da wandte er sich wieder gegen den, allein ohne auch hier zu seinem Zweck zu gelangen. Denn durch den Steig kam eben ein alter — Herr, hätte man beinah' sagen mögen, daher: so würdig sah der alte Bursch' aus in seinem langen

blauen Rock und dem sehr hohen Cylinder: ein „Schiffer“, wie er im Buch steht! — Sie nickten ihm zu, gingen ihm mit einem „guten Tag, Kap'tän!“ aus dem Wege und da er nun heran war, mitten in dem Wirrwarr, schob er den grimmig fluchenden und tobenden Knecht mit unwiderstehlicher Kraft auf die Seite und sagte gleichsam verwundert zu demjenigen, der mit untergeschlagenen Armen in der Thür stand: „Ei Peter, wie kommt denn der hieher, und was ist eigentlich los?“

Peter grinste. „Nu, Kap'tän,“ versetzte er, „er wollte nur gern wissen, wie wir hier mit so Landratten fertig werden. Und da hab' ich's dem armen Tropf wohl zeigen müssen.“

„Ja freilich, ich seh's,“ sprach der Alte schmunzelnd und mit einem launigen Blick auf des noch immer umhertobenden Knechtes zerkratztes Gesicht. „Und Recht hast du, Peter, sie sind auf Behrens Hof nun einmal unwissende Leute! — Na — na — nur sachte, sachte!“ brach er ab, da in diesem Augenblick der Bauer aus dem Gastzimmer hervorkam und sich barsch und ungeberdig an ihm vorüberdrängte. „Nicht 'nmal den Strich können sie halten!“ Und damit ging er achselzuckend in die Stube hinein.

Christopher Behrens aber stampfte weiter, murmelnd und düster wie eine Wetterwolke. Der Peter bekam einen schier giftigen Blick, der jedoch auf die gesunde Constitution des Burschen leider ohne Wirkung blieb, und dem eigenen Knecht, dessen unkluger Angriff auf die Boldershöfer auch seiner, des Christophers, Sache auf das ernstlichste geschadet hatte, klang es barsch genug zu: „An die Arbeit, Lump! Will's dir schon zeigen, wie denen da, daß ich nicht mit mir spielen lasse!“

„Und soll ich meinen Herrn schimpfiren lassen?“ murrte der grimmige Gesell, „und mich —“

„Marsch fort, sag' ich dir! Bin noch selber Manns genug für mich und meine Leute!" Und damit schritt er weiter, in der allerschlimmsten Laune. Denn von seinen Anhängern ließ sich hier kaum noch einer blicken und noch weniger wagte sich, bei der äußerst entschiedenen und aufgeregten Stimmung der Meisten, ein Wort der Zustimmung hervor. Der Knecht hatte es nur Peters Mahnung: „laßt den Narren zufrieden! Er hat seinen Theil!" zu danken, daß er ohne weitere unangenehme Erfahrungen davon kam, und der Bauer selber konnte, als er an der Gartenpforte zwei anderen, blaurockig und spitzbehutet daherwandelnden Dorfhonoratioren begegnete, es von neuem merken, daß es mit seiner angemaßten Herrschaft über Voldershof äußerst bedenklich stand.

Er konnt' es freilich nicht lassen, in seiner hohnvollsten Weise zu lachen: „Na, nun ist ja die edle Kumpanei gleich voll bei einander und kann Gericht halten!"

Der eine von den Ankömmlingen schritt mit einem fast beleidigend kaltem Blick an ihm vorüber; der andere blieb jedoch stehen und sagte auch nicht grade freundlich: „Merk's, bist wieder einmal gegen die Wand gerannt und es hat eine Beule gegeben! Geh' nach Hauf' und miß deinem liederlichen Jungen das Tauende an, ehe es andere thun. Adjes." Und auch er schritt weiter, seinem Gefährten nach.

Christopher Behrens ging seines Wegs; das Hohnlachen gelang ihm nicht recht, denn seine Erbitterung war allzugroß und erstickte ihn beinah, da er nicht einen Begleiter fand, gegen den er ihr Worte leihen und sie sich austoben lassen konnte.

Die Leute wandten sich, alt und jung, dem Hafen zu, wo es demnächst Neues zu sehen und zu hören geben mußte. Das Lootsenboot kam vor dem jetzt völlig günstigen Winde

in schnellster Fahrt über die blitzende und funkelnde See heran und warf mit seinem scharfen Schnabel die Wellen auseinander, daß sie hoch aufstäubten. In zehn Minuten konnte es heran sein, und das andere Boot folgte ihm nach besten Kräften. Was hatte der Orlogsmann da draußen von den Boldershöfern gewollt?

6.

Auf dem Pfarrhofe.

Als die zehn Minuten, die man vorausgesetzt hatte, vorüber waren, schoß das Boot wirklich auch schon in den Hafen hinein und legte an den Pfählen an. Damit ging die Neugierde der versammelten Menge in Erstaunen über, denn die drei Männer, welche in dem Boot hinausgefahren waren, hatten Gesellschaft erhalten: ein junger Mann, augenscheinlich von gutem Stande, saß auf der Bank am Maste, ein anderer kniete auf dem Boden und vor ihm lag, auf einem Segel nothdürftig gebettet und in eine Reisedecke gehüllt, die Gestalt eines Dritten, der ernstlich krank zu sein schien. Das zweite Boot, welches dem ersten schon nach wenig mehr als einer Minute folgte, brachte einen ganzen Haufen schwerer Gepäckstücke, welche in dem engen Raume kaum hatten untergebracht werden können.

„Mannschaft!" rief der Lootse, sich vom Steuer erhebend, zu den Zuschauern hinauf. „Holt eine Bahre, der Herr ist krank geworden und kann nicht gehen. Und lauf' Einer zu Gottfried und frage ihn, ob er ein paar fremde Herren und einen Diener unterbringen könne. — Glauben thu' ich's nicht," fügte er zu dem Jüngeren gewendet hinzu. „Denn als ich sagte, Herr, wir sind hier auf solche Herrschaften nicht eingerichtet —"

„Aber wir wollen ja nichts, als ein Unterkommen auf ein paar Tage, wo mein armer Onkel sich von dem Anfall wieder erholen kann," sagte der Herr, mit musterndem Blick den Gasthof und die rückwärts liegenden Häuser überfliegend,

im demüthigen Ton und mit dem Ausdruck einer gewissen Empfindlichkeit. „Es wird sich doch eine Kammer und ein Bett finden, ich und der Diener nehmen auch mit einer Streu vorlieb. Und umsonst verlangen wir nichts.“

Der Lootse, ein wetterfester Mann in rüstiger Kraft, dessen tiefgebräuntes Gesicht aber bereits gleichfalls jene sorgenvollen strengen Züge trug, welche man an all diesen Fischer- und Schifferköpfen wiederfindet, sobald die Frische und Offenheit der Jugend verschwunden ist, — machte eine abweisende Bewegung. „Darum handelt sich's nicht,“ redete er, „sondern, wo wir eine Koje finden. Aber gleichviel, zu erst an's Land! — Hollah, Hinrich!“ brach er ab und wandte sich dem alten Gesellen zu, der am Morgen die Flotte zuerst entdeckend, auch jetzt wieder — man hätte sagen mögen: noch immer — bequem an seinem Pfahl lehnte und sich die Dinge gemüthsruhig mit anschaute. „Kannst auch wohl eine Hand dazuthun. Komm' herunter!“

Der Bursche folgte sogleich und drängte sich durch die meistens aus Weibern und Kindern bestehenden Gaffer zum Boot, und mit seiner und der übrigen Männer Hülfe gelang es bald, den schweren Körper des anscheinend noch fast bewußtlosen Kranken die kleine Treppe hinauf zu schaffen und am Strande auf der nachgeschafften Unterlage niederzulassen. — „Für den ist Boldershof ein schlechter Platz,“ meinte Hinrich kopfschüttelnd. „Was hast du ihn nicht lieber zur Stadt gebracht?“

„Wollte er?“ fragte der Lootse grämlich.

Der junge Herr schien diese Worte verstanden zu haben, obgleich sie im rauhen Küstenplattdeutsch dieser Gegend gewechselt waren. „Mein Onkel,“ redete er zu Hinrich und den Umstehenden gewendet, „verlangte ausdrücklich hier an's Land zu gehen und so ließ der Admiral das Boot anrufen. Als

wir ein paar hundert Schritte vom Schiff entfernt waren, hat er leider einen seiner nicht seltenen, aber diesmal besonders harten Schwindelanfälle bekommen und sich, wie Sie sehen, noch immer nicht recht erholt. — Gottlob, da kommt die Bahre!" unterbrach er sich und beugte sich zärtlich zu dem, eben ein paar müde Augen öffnenden Verwandten nieder. „Nur noch eine kurze Geduld, Onkel, und du wirst in Ruhe sein."

Die Bahre, welche, um bei gelegentlichen Unglücksfällen bei der Hand zu sein, in einem Schuppen des Gasthofes aufbewahrt zu werden pflegte, wurde wirklich schon herangetragen und neben dem Kranken niedergestellt. Aber einer von den Trägern brachte die Antwort der Wirthin, daß sie selbstverständlich die Herrschaft für den Augenblick gern aufnehmen wolle, ihr aber unmöglich ein längeres Unterkommen gewähren könne. Die paar Kammern unter dem Dach seien grade alle voller Obst und anderer Vorräthe — „und wir bringen den Herrn ja auch gar nicht die Treppe hinauf!" fügte der Meldende nach einem Blick auf den Kranken hinzu. „Den trägt man nicht wie einen Sack auf der Schulter."

„Wie ich sagte," bemerkte der Lootse achselzuckend. „Was meinst du, Hinrich —"

„Aber der alte kranke Mann kann hier doch nicht auf dem Strande liegen bleiben!" sagte der junge Herr erregt und mit finsterem Blick. „Es sind ja Häuser genug im Ort, und —"

„Was gibt's, Kinder? Wen habt Ihr hier?" fragte indem eine freundliche Stimme, und zwischen den neugierigen Zuschauern drängte sich ein Herr zu der Gruppe an der Bahre durch, den die städtische Tracht und besonders der lange schwarze Rock als den Geistlichen kennzeichnete. „Ein Unglück, Kinder, und obendarein bei Fremden, wie ich sehe?"

„Ja, Herr Magister, das ist so ein Fall!" entgegnete der Lootse, den Hut abnehmend. „Der große Orlogsmann da draußen mit dem Admiral am Bord hat uns angerufen, daß wir die Herrschaften hier an's Land bringen. Da ist der alte Herr uns unterwegs krank geworden, und nun wissen wir nicht, wohin mit ihm und den anderen. Der Gottfried hat keinen Platz, und der Herr Magister wissen wohl, bei uns Anderen —"

„Aber mein Gott, nur ein Unterkommen, und sei es auch das allerbescheidenste!" rief der junge Fremde erregt.

„Und daran fehlt es grade," entgegnete der Geistliche mit ruhigem Ernst. „Unser Ort ist für Fremde ein schlechter Landungsplatz, niemand ist auf sie eingerichtet. Aber Gottlob, diesmal kann ich Rath schaffen," fügte er freundlicher hinzu. „Unsere Gäste sind gestern abgereist, meine Frau wird das Zimmer schon wieder in Ordnung haben. Also — ohne Umstände! Angefaßt und zum Pfarrhofe, Kinder! — Rülow, Sie begleiten mich wohl ein wenig?"

Er wies die lebhaftesten Dankesworte des Fremden lächelnd zurück und folgte dem sich in Bewegung setzenden Zuge mit dem Lootsen Rülow — die Namen wiederholen sich in den Ortschaften — im angelegentlichen Gespräch. Erst in der Dorfgasse schloß er sich dem Herrn wieder an und schritt mit ihm auf der einen Seite der Bahre, während der Diener, ein brauner Asiate mit glänzend schwarzem Haar und ebenso dunkeln Augen, die andere bewachte und seinen Gebieter mit einem prachtvollen Federschirm vor dem scharfen Sonnenglanz zu schützen suchte.

Der Kranke war jedoch augenscheinlich auf dem Wege sich zu erholen. Aus seinen Zügen war die anfängliche Starrheit verschwunden, er hatte ein paarmal die Augen für einen Moment geöffnet; und nun, als sie gegen die Dorfstraße zu

gelangten und die Neugierigen wirklich zurückgeblieben waren, schlug er sie von neuem auf, schaute den Geistlichen mit einer Art von Aufmerksamkeit an und murmelte — man hört' es wohl, daß er sich noch sterbensmatt fühlte — abgebrochen: „auf den Pfarrhof — ganz recht — Magister Crusius —"

Der Geistliche sah ihn überrascht an. „So heiße ich," sagte er lebhaft. „Aber ich kann mich wahrlich nicht entsinnen, Sie schon einmal gesehen zu haben —"

Ueber das Gesicht des Alten flog etwas wie ein leises Lächeln. „Vater," murmelte er. „Nachher." Damit legte er den Kopf wieder fester auf den untergeschobenen Reisesack und blieb still.

Der Begleiter erwiderte den fragenden Blick des Geistlichen nur mit einem Kopfschütteln. Man näherte sich schon dem Pfarrhause, und die Pfarrerin, von einem voraus Gesendeten unterrichtet, kam ihnen auf den Hausthürstufen zum herzlichsten Empfang entgegen. Nun folgte der Transport in das Haus und das bescheidene, aber freundlich gegen den Garten zu gelegene Zimmer. — „Sie müssen mit Ihrem Verwandten, wie Sie sehen, sehr vorlieb nehmen!" bemerkte der Pfarrer dabei. Man suchte es dem Kranken, der sich rasch immer mehr erholte und, als man ihn zur Ruhe brachte, seinen Begleiter schon einigermaßen unterstützen konnte, so bequem wie möglich zu machen, das Gepäck unterzubringen und das zunächst Nothwendige demselben zu entnehmen; und die Sonne war bereits weit gegen Westen hinabgesunken, als der junge Fremde nach seinem Hute greifen und daran denken konnte, sich dem im Garten auf und abwandelnden Pfarrer wieder anzuschließen.

„Mein theurer Herr," sagte er nach einer Weile, „Sie finden mich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie können nachgrade einige Auskunft über diejenigen verlangen, welche

Sie unter so ungewöhnlichen Umständen kennen gelernt und mit solcher Liberalität in Ihr Haus aufgenommen haben, und ich weiß Ihnen diese Auskunft nur in sehr beschränktem Maaße zu geben." Und ohne auf die freundlich ablehnende Bewegung des Geistlichen zu achten, redete er mit einem nachdenklichen Ausdruck weiter: „Meine Familie — wir heißen Birkach — ist im — schen angesiedelt und ich stand bis vor zwei Jahren dort auch im Dienst. Da erhielten wir eines Tages Nachricht von einem seit langem verschollenen, weitläufigen Verwandten meiner Mutter, der nach anderen Kreuz- nnd Querzügen, vor vierzig Jahren in holländische Dienste und nach Java gegangen war und zu Buitenzoorg jetzt als Pensionär lebte. An Rückkehr dachte er nicht, wollte aber gern einen Verwandten bei sich haben, der ihn, wie es hieß, todtpflegen und ihn beerben sollte. Ich allein konnte in Frage kommen, und da ich ohnehin bei den trostlosen Avancementsverhältnissen und obendarein den inneren politischen Wirren keine Freude mehr am Dienst hatte, so folgte ich dem Ruf und lebte drüben länger als ein Jahr bei ihm — Oberst Baron von Dronsfeld ist sein Titel und Name.

„Im vorigen Herbst bekam er den ersten der seitdem leider sich ziemlich häufig wiederholenden Schwindelanfälle, welche freilich ziemlich rasch überwunden werden, aber fast immer eine sehr große, länger oder kürzer währende Schwäche hinterlassen, — so schwer, wie der heutige, war indessen noch keiner," fügte Herr von Birkach kopfschüttelnd hinzu, „und ich fürchtete wirklich, ihn nicht mehr lebend an's Land zu bringen! — Seitdem äußerte er eine große Sehnsucht nach der Heimat, und da die Aerzte ihn in diesem Wunsche bestärkten, so verkaufte er seine Besitzung, und wir kamen im März nach England. Da blieben wir fortan trotz seiner unverminderten Sehnsucht nach Deutschland. — Warum? — Sehen

Sie, Herr Pfarrer," unterbrach sich der junge Mann, „das Weitere kann ich eben nur aussprechen, ohne im Stande zu einer Erklärung zu sein. Der alte Herr ist ein trefflicher, ja verehrungswürdiger Mann und hat sich gegen mich wie ein Vater gestellt. Aber an Eigenheiten, ja ich muß sagen, Seltsamkeiten fehlt es nicht, und eine der seltsamsten ist seine Verschlossenheit über alles, was nicht nur sein früheres Leben betrifft, sondern auch, um mich so auszudrücken, sein gegenwärtiges bestimmt. Der lange Aufenthalt in England wurde mir nicht erklärt, ebenso wenig, wie die endlich beliebte Reiseart. Admiral D. ist ein alter Freund des Onkels und verstand sich dazu, ob mit oder ohne Erlaubniß, uns beim Auslaufen der Flotte an Bord zu nehmen und an irgend einem bestimmten Punkte dieser Küste an Land zu setzen. Daß dieser Punkt nicht mehr fern sei, habe ich seit gestern aus der Unruhe des armen Alten geschlossen und, daß wir ihn erreicht hätten, erst heut Morgen durch das Beilegen und den Befehl, das Gepäck bereit zu halten, erfahren. — Ich muß es zu meiner Beschämung gestehen, Herr Pfarrer," schloß der Erzähler, „der Name Boldershof war mir bis vor wenigen Stunden ein völlig unbekannter, und der Zweck unserer Landung und die Dauer unseres Bleibens ist auch jetzt noch für mich eine nicht zu beantwortende Frage. Sie müssen also schon noch Geduld haben, bis der Onkel sich erholt hat."

Der Pfarrer machte von neuem eine ablehnende Bewegung. „Das hat nichts zu sagen," bemerkte er wohlwollend, „und wie interessant Ihre Mittheilung im Uebrigen auch war, zu meiner und meiner Frau Beruhigung, wenn ich es so heißen soll, wäre sie nicht nöthig gewesen. Wir sehen Ihre hülflose Lage und suchen Ihnen dieselbe gern nach Kräften zu erleichtern. Denn allerdings, wie ich schon vorhin sagte, einen ungünstigeren Platz für einen Fremden und obendarein

Kranken gibt es vielleicht an unserer ganzen Küste nicht. Das hat Ihnen schon der anscheinend unfreundliche Empfang bewiesen. Ich muß aber die Leute in Schutz nehmen: sie haben keinen Raum für Fremde, denn solche kommen im Grunde niemals hieher, und eines Falles, wie des heutigen, entsinne ich mich in meinem ganzen Leben nicht. Früher, als Schloß Bolder noch florirt hat, war es freilich anders. Aber selbst damals blieben die Fremden am wenigsten in unserem armen Ort."

„Es gibt hier in der Nähe ein Schloß — einen Herrensitz?" fragte der junge Mann so hin.

„Gab, müßte man sagen. Denn was davon übrig ist, von dem alten stolzen Bau so gut, wie von den Menschen, ist traurige Ruine. Aber was ich sagen wollte," fuhr der Geistliche fort, „Ihr Herr Onkel muß doch wohl selber unsern Ort kennen und vordem betreten haben — er wußte meinen Namen —"

„Das überraschte auch mich," sagte der Fremde, da der Sprecher augenscheinlich nachsinnend, innehielt. „Aber wenn er hier war, so muß das vor sehr langer Zeit gewesen sein."

„Ja freilich, er nannte ja auch meinen Vater! Ich entsinne mich seiner nicht, obschon es mir jetzt ist, als hätte ich den Namen Dronsfeld wohl einmal von meinen Eltern nennen hören. So war am Ende auch er wohl einmal ein Gast der gräflichen Familie, nur daß ich selbst dann noch immer nicht weiß, wie er mit meinem Vater näher bekannt geworden sein könnte." Und auf den fragenden Blick seines Begleiters fügte er, beinahe schalkhaft lächelnd, hinzu: „Ja, mein lieber Herr von Birkach, so war's vordem, zum mindesten hier. Von einem Verkehr zwischen Schloß und Pfarrhaus war nicht im entferntesten die Rede, und wir bekamen einander nur in der Kirche oder, wenn uns irgend eine amtliche Function in's Schloß rief, zu Gesicht."

„Und Sie sagen, daß das Schloß verfallen und die Familie herabgekommen sei, Herr Pfarrer?" fragte der Fremde nicht ohne Theilnahme. „Dergleichen — ich habe vordem daheim unter dem alten Reichsadel leider manche ähnliche Beispiele erlebt — dergleichen flößte mir stets Bedauern ein."

„Ich widerspreche Ihnen nicht, Herr von Birkach. Der Spruch: die Sünden der Väter sollen an uns heimgesucht werden — ist ein harter. Mich verhärtet er aber, ob ich ihn auch zu verkündigen habe, nicht gegen die Leiden der unschuldigen Nachkommen. Schloß Volder und was von der Besitzung noch übrig, ist Ruine, sagte ich, und von den stolzen Reichsgrafen von Bergen haust dort nur noch der letzte Sprößling, eine alte Comtesse, zu Stein erstarrt und in hochmüthiger — ich glaube und sage freilich nur: in trauriger Abgeschlossenheit. Man hat ihr hier in Voldershof, wo man die alte Herrschaft vordem wegen allerhand Streitigkeiten bitter haßte, sogar den Namen „die Bettelprinzeß" gegeben. Sie ist freilich ärmer als arm, und gäbe es nicht ein paar treue, von der früheren Dienerschaft abstammende Menschen, welche noch immer bei ihr aushalten und für sie sorgen, sie wäre vermuthlich längst im Elend untergegangen."

Herr von Birkach schüttelte mit einem „traurig, traurig!" den Kopf. „Und das Schloß ist nicht allzu entfernt von hier?" fragte er. „Ich bin ein Liebhaber von solchen grauen Resten und weile und träume gern bei ihnen. Und wäre es nicht zu spät," fügte er mit einem Blick auf den Himmel hinzu, „und der Weg nicht zu verwickelt, so möchte ich heut' noch hin. Eine tüchtige Motion thut mir nach der Seefahrt noth, und mein Onkel bedarf heut hoffentlich meiner Hülfe nicht mehr. Maono ist ein treuer und guter Pfleger."

„Also immerhin, junger Herr!" sagte der Pfarrer. „Zeit haben Sie genug, es bleibt noch gute zwei Stunden Tag,

und in Ansehung des Weges — lieber Gott, unser Land ist ein offenes! Folgen Sie hier der Dorfstraße gegen Norden, so sind Sie in fünf Minuten an der Grenze des Orts und sehen Schloß Bolder grade vor sich — knapp eine Viertelstunde weit. Der Weg führt Sie zwischen den Aeckern grade darauf zu. Und wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so biegen Sie hinter dem letzten Acker rechts ab und steigen zum Strande hinab. Sie haben von dort aus die beste und eine wirklich noch immer imposante Ansicht des alten Bau's. In die Gärten gehen Sie lieber nicht. Es ist dort nichts mehr zu sehen, und obendarein sind die Bewohner allein auf diesen ihren einzigen ruhigen Platz beschränkt — auch nicht einmal immer," schloß er die Stirne faltend. „Es hat dort wenigstens heut Morgen, wie ich erfuhr, eine Scene gegeben, die an Rohheit ihres Gleichen sucht."

Sie wendeten sich wieder dem Hause zu, und nach einer kurzen Einschau bei dem alten Verwandten, der sich inzwischen wirklich erholt hatte und dem Pfarrer schon seinen Besuch auf den nächsten Morgen verkündigen ließ, trat der junge Mann seinen Weg an, und Magister Crusius — diesen Titel führten zu jener Zeit noch fast alle älteren Land- und selbst nicht wenige Stadt-Geistlichen der von uns geschilderten Landstriche — suchte sich mit seiner langen Pfeife einen Platz auf der Bank vor der Thür zum ungestörten Nachdenken über die Ereignisse des Tages.

Während auf der Ostseite des Ortes, wo man die See näher und wenigstens auf manchen Stellen ziemlich offen vor sich hatte, die meisten alten Schifferfamilien angesiedelt waren und ihre kleinen, aber sauberen Häuser, ob auch nicht aneinander stoßend, sondern von größeren oder kleineren, mit liebevollster Sorgfalt gepflegten Gärten umgeben, eine kurz Straße von fast städtischem Charakter bildeten, — hatte auf

dieser westlichen, gegen das Land gelegenen Seite noch alles einen völlig ländlichen Ausdruck bewahrt. Die Häuser und Häuschen zeigten sich auf das willkürlichste placirt, die meisten mit Strohdächern, auf denen hie und da sogar noch ein Storchnest sich erblicken ließ, nach Kräften reinlich gehalten, aber fast alle ärmlich und nur eben den allerbescheidensten Ansprüchen genügend, selten ohne ein Stück Gartenland, doch nur ausnahmsweise im Besitz eines neben oder hinter ihnen gelegenen Stalles oder Schuppens, wo man Geräth aufbewahren oder allenfalls dem Hauptgewerbe vieler Voldershöfer, der Räucherung ihrer Fische, obliegen konnte. Von überflüssigem Platz war nirgends die Rede, und man erkannte auf den ersten Blick, wie wahr vorhin der Lootse und der Magister gesprochen, als sie die Unterbringung von Fremden fast für eine Unmöglichkeit erklärt hatten. Ein paar kleine Ackerhöfe, wo das zurückliegende Haus einen Stall und eine Scheune gegen den Dorfweg vorgeschoben hatte, gewährten ersichtlich nicht mehr Platz. Und erst gegen das Ende des Orts zu fanden sich rechts hinter einem hübschen Vorgarten das hellfenstrige, hübsche Haus des Kapitäns Rülow und links, noch weiter hinaus, der wirklich stattliche und geräumige — wir müssen sagen Bauernhof, den Christopher Behrens erbaut hatte. Dort hatte alles einen Anstrich von Wohlhabenheit und Tüchtigkeit, die bekanntlich selbst seine Gegner nicht dem Bauer abzustreiten vermochten.

In der Mitte dieser Straße etwa lag die nicht große, aber durch ihren Baustil ein sehr fernes Entstehungsjahr verkündende Kirche in der Mitte des schattigen Friedhofes, und hart neben der Umfassungsmauer desselben hatte der Pfarrhof seine Stelle gefunden. Das war eine völlig ländliche Anlage, wie ihres Gleichen schier in jedem Kirchdorfe des Landes zu finden war: im Hintergrunde des durch Stallung und Scheune

gebildeten Hofes das äußerst einfache Haus hinter schönen alten Bäumen und vor einem Garten, der zum wenigsten nicht allein Wirthschaftszwecken diente, sondern auch Aug' und Herz erfreuende Partien enthielt. Vor allem aber waren es auch hier wieder einzelne Bäume, welche ihm zur Zierde gereichten und ihn weit über alle übrigen Dorfgärten stellten. Die Lage von Boldershof auf der den schärfsten Winden schutzlos ausgesetzten Landspitze ist dem Baumwuchs wenig günstig, und Stämme und Kronen, wie sie vor und hinter dem Pfarrhause und noch stolzer drüben beim Schloß zu finden waren, lassen sich nur ganz ausnahmsweise und mit außerordentlicher Sorgfalt von einer sogenannten „glücklichen Hand" heranpflegen. Das Seltsamste aber war, daß auch hier zu Boldershof diese Sorgfalt und diese glückliche Hand entweder verloren gegangen waren oder nicht mehr ausreichten: die neuerdings gepflanzten Bäume wollten, mit Ausnahme der Obstbäume, nicht mehr recht gedeihen, gleichviel, ob sich der Boden verschlechtert oder das Clima verändert hatte, wie manche klugen Leute behaupteten, oder ob es nur daran lag, daß die Pflanzer für ihre Pflänzlinge eben nicht mehr die rechte Liebe — das rechte Herz hatten.

Beim Pfarrhause aber war, wie bemerkt, mit den alten Burschen noch alles in schönster Ordnung. Hier tief im Ort, fehlte ihnen wenigstens nicht aller Schutz gegen den Ungestüm der Witterung, und Augen und Herzen ihrer Hüter waren ihnen nicht untreu geworden. Der Magister schaute, als er sich auf die Bank niederließ, mit einem schier liebevollen Blick zu seinen alten Linden hinauf, in deren dichtem Gezweige die Sperlinge sich eben mit unbändigem Lärm über die Erlebnisse und Erträgnisse des heutigen Tages und über die Geschäfte und Aussichten des nächsten zu unterhalten begannen. Und darauf saß er und überließ sich seinen Gedanken in friedens-

vollster Ruhe, wie er dieselbe schwerlich auf einem anderen offneren Platz gefunden haben würde. Es war eine rechte Feierstunde.

Die Frau kam mit den Kindern, welche ihre Arbeiten vollendet hatten, aus dem Hause. Die Jungen tummelten sich fröhlich umher; sie selber aber suchte sich einen Platz beim Gatten, um gleichfalls sich über die Tagesereignisse und die plötzlichen Gäste mit ihm auszusprechen. Es war immerhin ein Fall, der in diesem einfachen Leben fast einzig dastand: mit drei völlig fremden Menschen in den verhältnißmäßig engen Räumen des Hauses zu leben, für sie zu sorgen und ihnen zu helfen, es war keine Kleinigkeit für die schlichte und obendarein in ihren Mitteln ziemlich beschränkte Frau, und der Gedanke und die Sorge, in welcher Weise das häusliche Leben durch die Fremdlinge gestört und wie es trotz solcher Störung dennoch in gewohnter Art fortgeführt werden könnte, lasteten nicht leicht auf ihr.

Der Gatte nahm dies alles um vieles weniger schwer. „Ohne Sorge," meinte er ruhig, als sie sich ausgesprochen hatte. „Daß wir sie aufnahmen, welche allerdings, wie es scheint, anfänglich nur durch eine Art von Laune in diese Lage versetzt wurden, die aber durch den unglücklichen Fall mit dem alten Herrn über alles Vermuthen und Befürchten hinaus sich verschlimmerte, das, mein Weib, verstand sich wohl von selbst. Sage selber, wer im ganzen Dorf, mit Ausnahme des Cristopher Behrens, hätte sie auch nur für eine Nacht in irgend anständiger und erträglicher Weise unterzubringen vermocht? Und daß unser Dorfmagnat heut noch weniger als je an solch ein Liebeswerk denken und man weniger als je dasselbe von ihm beanspruchen möchte, das ist gleichfalls begreiflich genug. Und ich fürchte nicht, daß wir unsere Freundlichkeit zu bereuen haben werden. Der junge Herr —

von Birkach nennt er sich — scheint ein gebildeter und anständiger Mann zu sein. Er war früher Offizier, bis er von dem alten Verwandten nach Java citirt wurde, wo derselbe von seinem Soldatenleben in holländischen Diensten ausruhte. Seine Kränklichkeit hat ihn nach Europa zurückgeführt — was ihn hierher, ausdrücklich nach Boldershof, trieb, konnte der Neffe mir nicht sagen. Der Alte, ein Baron Dronsfeld, muß vor langen Jahren einmal hier gewesen sein — er nannte mir unsern Namen, und ich meine auch den seinen wohl einmal von meinen Eltern gehört zu haben: mir ist fast, als wäre er bei einer Seefahrt nur mit Mühe gerettet worden und man hätte mir und meinem Leichtsinn —" Magister Crusius lächelte — „dies als warnendes Beispiel entgegengehalten. Genug aber, das alles werden wir ja erfahren. Der alte Herr erholt sich, wie ich höre, rasch. Mir geht augenblicklich viel mehr diese heutige häßliche Geschichte im Kopf herum, und ich überlege, wie wir die armen Damen am sichersten gegen eine Wiederholung solcher Brutalitäten schützen und zugleich den gemeinen Burschen gründlich abstrafen können."

„Aber Otto," sagte die Frau kopfschüttelnd, „ich begreife das nicht. Das Gesetz schützt doch jedermann in seinem Besitz und seinem Recht, und eine solche — nein, ich will sagen, alle diese Nichtswürdigkeiten —"

„Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, Schatz," versetzte der Pfarrer achselzuckend. „Daß unsere alte Prinzeß nicht klagt, noch die Ihren klagen läßt, wissen wir sicher genug, und ebenso, daß unsere Boldershöfer nicht gern etwas mit den Gerichten zu thun haben. Daß sie in diesem Fall trotzdem schon selber eine Strafe finden werden, daran ist kein Zweifel. Allein, ob's die rechte ist und ob sie etwas nützt —"

„Du dachtest ja bei Prees darüber zu reden und davon zu hören."

„Ich bin ja gar nicht hingekommen, mein Kind. Die Fremden waren eben angelangt und nahmen meinen Beistand in Anspruch. Auf dem Herwege redete ich dann mit Samuel Rülow, der ganz grimmig würde, als er von der Nichtswürdigkeit erfuhr. Denk', er schwört darauf, daß die Gemüsebeete neulich gleichfalls von Christophers Leuten ruinirt seien, und daß der Schaden noch viel größer geworden sein würde, hätten die grade vorüberkommenden Förstersleute sie nicht angerufen und dadurch verjagt. Samuel hat bereits — aber da kommt unser Kapitän!" brach er ab und erhob sich; „das ist der Mann, den ich brauche. Gib' ein wenig Acht auf den Kranken, Marie, und rufe mich, wenn etwas vorfallen sollte, ich bleibe mit ihm auf der Straße."

Er schritt rasch über den Hof. „Heda, mein lieber Kapitän! Auf ein Wort!" rief er dem würdig daher wandelnden Caspar Rülow entgegen und schloß sich ihm, der sich dienstwillig gegen die Hofpforte wandte und den Hut zum höflichen Gruß gegen den Nahenden und die vom Hause her ihm zuwinkende Pfarrfrau lüftete, mit herzlich dargebotener Hand an.

„Setzen Sie auf, setzen Sie auf, Nachbar, machen Sie keine Umstände!" sagte Magister Crusius herzlich. „Sie sind doch wohl auch bei Prees gewesen und haben mit den Uebrigen über Fritz Behrens und seinen brutalen Streich geredet. Ich war gleichfalls auf dem Wege zu Euch, wurde jedoch durch die Fremden verhindert, von denen Sie wohl erfuhren. Ich muß nothwendig wissen, ob und was ihr ausgemacht habt. Der Fall darf nicht ungerügt bleiben — wir sind's den armen Damen und uns schuldig, Nachbar. Und was ich morgen darüber laut werden lassen kann, das ist nicht genug. Sprechen Sie, ich begleite Sie ein wenig." —

Sie schritten neben einander auf der Straße weiter und noch lange im ernsten Gespräch auf und ab.

7.

Menschenkinder treffen sich.

Inzwischen war Herr von Birkach den Angaben des Geistlichen nach auf der Dorfstraße seines Weges gezogen, vorüber an dem schmucken Schifferhause, wo die Rosen noch in reicher Fülle im kleinen Vorgarten blühten, und weiter bis zu dem weitläufigen Bauernhofe, welcher, wie schon bemerkt, am äußersten Ende des Dorfes lag und mit seiner nördlichen Scheune hart an die Felder stieß. Es war Lärm auf dem Hofe. Von einem Gebäude her klangen scheltende und zankende Stimmen zu dem Spaziergänger herüber, und die plumpe Gestalt des Bauers kam aus der Thür, zurückdrohend und fluchend. Dem Fremdling auf der Straße warf er einen mürrischen Blick zu und wandte sich gegen das Haus. Als der kleine rauhhaarige Hund, der ihn begleitete, kläffend gegen den Spaziergänger aus dem Thor hervorfuhr, wandte sich der Bauer noch einmal und ließ einen scharfen, man möchte sagen, zornigen Pfiff laut werden, der von einem drohenden Schwingen des Handstocks begleitet wurde und das Thier, ob auch widerwillig, augenblicklich umkehren ließ.

Die Feldmark dehnte sich hier weit aus, rechts zum Strande hinab, links zum Walde hinüber und vorwärts bis zu den Bolder'schen Ruinen. Von Früchten war wenig mehr zu sehen, die meisten waren bereits abgeerntet, und nur der Hafer und die Kartoffeln ließen hie und da noch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Einsicht und den Fleiß des Wirthschafters erkennen. Die Straße, welche vordem wie alles,

was die Grafen von Bergen für sich angelegt, ein Musterwerk ihrer Art gewesen war und die herrschaftlichen Equipagen bei einer gelegentlichen Kirchfahrt auf das sicherste und ebenste nach Boldershof geführt hatte, war seit langem zum gewöhnlichen Feldweg herabgesunken, und nur wenige einzelne und ersichtlich kranke alte Bäume zeugten hie und da noch von der stattlichen Allee, welche sie eingefaßt hatte.

Als er in die Nähe des Schloßes gelangte und bereits den verzweifelten Zustand der Nebengebäude und selbst des schweren Hauptbaues zu erkennen vermochte, wandte sich Birkach nach dem Rathe des Pfarrers rechts und schritt die kleine Höhe hinab, gegen den Strand zu. Hier war alles öde und kahl. Von Baumwuchs zeigte sich nichts; der vermuthlich von jeher spärliche Rasen war durch die scharfen Winde fast gänzlich verzehrt, und wie schrecklich diese Winde zuweilen gehaust haben mochten, ließ sich auch aus den Glasscherben und den zahlreichen Bruchstücken der Dachsteine erkennen, welche sie von droben herabgeworfen und über den Platz zerstreut hatten. Die Verwüstung trat dem Beschauer auf das grellste entgegen. Das Dach war fast vollständig abgedeckt, ja selbst ein Theil des Sparrwerkes zusammengebrochen und aus fast allen Fensteröffnungen waren nicht nur die Scheiben, sondern sogar auch die Kreuzstöcke verschwunden.

Und dennoch hielt der alte Bau in seiner Hauptmasse noch immer ungebrochen und trotzig zusammen, und dennoch verrieth die reiche Architectur dieser Front, was freilich auch Sage, Chronik und Geschichte bestätigten, daß schon die ursprünglichen Besitzer, die alten Herren von Bolder, ein vornehmes und reiches Geschlecht gewesen und ihren Stammsitz in Ehren gehalten hatten. Die Anlage des Schlosses stammte urkundlich aus dem sechzehnten Jahrhundert, wo der alte Burgstall in Verfall gerathen war, und wenn seitdem auch an einzelnen

Theilen manches umgeändert und erneuert worden, so hatte die Seefront davon doch verhältnißmäßig wenig gelitten und erschien, im Stil des Mittelalters aufgeführt, noch jetzt als das Werk eines tüchtigen Meisters. Nur an ihrem Fuße war im vorigen Jahrhundert eine Terrasse angebaut worden, welche mit derjenigen an der Gartenfront in Verbindung stand und sich unter den Fenstern des ersten Stocks hinzog. Auf den Ecken lief sie rechts und links in kleinen Pavillons aus, welche anscheinend ziemlich gut erhalten, auch jetzt noch angenehme Ruheplätze bildeten und eine weite Aussicht auf die See und die aus der Ferne aufdämmernden Uferwände der Insel Boldersoie gewähren mußten.

Herr von Birkach hatte sich das Ganze anfangs aus einer ziemlichen Entfernung angeschaut. Allmählich jedoch näherte er sich, von mehr als einer Einzelheit gelockt, mehr und mehr und wagte es endlich, da alles vollständig einsam war und droben nichts auf einen noch bewohnten Raum hinzudeuten schien, bis an die fast vollständig verfallene Mauer heranzutreten, welche die nächste Umgebung des Schloßes und, nach rechts weithin fortreichend, die Gärten und den Park vor der Annäherung Unberufener geschützt hatte.

Als er die Höhe erreicht hatte, wandte er sich und erfreute sich eine Weile lang der Aussicht, welche in der That großartiger und reizvoller war, als er es irgend vermuthet haben mochte. Zur Rechten lag Boldershof auf seiner Landspitze fast von Haus zu Haus erkennbar, und über den Ort hinaus erschienen die Küsten des Meerbusens im Wechsel der Dünen, der Waldungen, der flachen Strandstrecken überraschend deutlich. Vom Dorfe links breitete sich wirklich die See in voller Unabsehbarkeit aus, ein weites, weites Wellengewimmel, hier in einem auf das zarteste sich abstufenden reinen Blau, dort in allmächtigem Blitzen und Funkeln. Denn die Sonne

strahlte noch mit unverminderter Gewalt vom wolkenlosen Abendhimmel herüber und in die wunderbar durchsichtige Ferne hinaus. Die Möven tummelten sich lustig, schlank und blank, durch ihre Strahlen auf und ab; die schroffen Wände von BoldersOie glänzten kupferroth und ließen, sonst kaum erkennbar, jetzt sogar die Risse und Klüfte erkennen, von denen sie durchzogen waren, und selbst die dunkeln Segel der Fischerboote, welche sich allerwärts zeigten, hatten eine lebhafte braunrothe Färbung gewonnen. Es war nach dem frischen und windigen Tage ein prächtiger Abend geworden. Da draußen zogen die Segel, wie man bemerkte, eben noch genug, aber hier unter dem Schloß ließ sich vom Winde, der eine andere Richtung genommen oder sich abgeweht hatte, kaum noch ein Hauch verspüren. Man mußte es eine rechte Feierstunde der Natur heißen.

Der junge Mann wandte sich endlich zögernd von der Aussicht ab und erhob seine Augen über die schweren Tragebogen der Terrasse hinauf voll Staunen und Bewunderung zu der aus ihr emporsteigenden Schloßwand. Die Architectur war eine um vieles reichere und schönere, als er von seinem früheren Standpunkt aus und zumal bei der tief dunkeln Färbung des Ganzen hatte wahrnehmen können, und um noch besser auch die Einzelheiten zu verfolgen, trat er, da wie gesagt, alles einsam zu sein schien, über die Mauertrümmer in den schmalen Hof, oder wie man den Raum sonst bezeichnen will, der die Mauer vom Schloßbau schied.

Allein er hatte sich in seiner Annahme dennoch geirrt. Als er den letzten Schritt that und frei stand, erhob sich droben im linken Eckpavillon eine Dame, die von ihm bisher ebenso wenig bemerkt worden war, wie sie auch ihn wahrgenommen haben mochte, und eilte mit raschen Schritten über

die Terrasse der entgegengesetzten Seite zu, wo man, wie bemerkt, auf die Gartenfront gelangen konnte.

Birkach war, da er sie bemerkte und sich für den Störer ihrer Ruhe halten mußte, mit dem Ausdruck der peinlichsten Ueberraschung zurückgetreten, als ob er sogleich den Hof verlassen wollte. Aber er setzte seinen Rückzug nicht fort, sondern stand plötzlich wie gebannt, seine Augen hafteten auf der Erscheinung und folgten ihr gleichsam mit ihrer ganzen Sehkraft; der erste Ausdruck seiner Züge ging schnell in den eines tiefen, ungläubigen Staunens, durchzuckt gleichsam von einem hell aufleuchtenden und scheu zurücksinkenden Entzücken über, und plötzlich öffneten sich seine Lippen, und es klang gedämpft und dennoch wie ein Schrei, voll Zweifel und dennoch wie jubelnd zu ihr hinauf: „Claudine?“

Sie bebte zusammen und stand wie vom Blitz getroffen und gelähmt. Ihre Augen flogen irre umher, zur Höhe, die Terrasse entlang, hinab zu dem Rufer. Und nun trafen sie auf ihn und hafteten auf ihm, sie sprang vor an das Steingeländer, sie schlug die Arme über die Brust zusammen und breitete sie, sich herüberbeugend, weit gegen ihn aus, und nun klang es auch von ihr herab wie ein Schrei: „Reinhard, o Reinhard!“

„Claudine!“ rief er noch einmal, aber jetzt war nichts in dem Laut, als der reinste, hellste Jubel.

Nach einem langen, dunkeln Blick flog sie die Terrasse entlang und sprang mehr als sie schritt die halbverfallene Treppe hinab, die dort neben dem rechten Eckpavillon zum Garten und Hofe führte. Und nun kam sie schon im Hofe heran — wer hätte dieser edlen und schönen, aber auch ruhigen und gemessenen Erscheinung diese Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit, diesen Ungestüm des Jubels und der Glückseligkeit zugetraut? — und jetzt stand sie vor ihm, Hand in

Hand, und nun von ihm umfaßt und ihre Arme um seinen Hals schlingend.

„Reinhard, o Reinhard, bist du's wirklich? Ist's denn möglich? Wo — wie kommst du her? Wie hast du mich gefunden? — Mein einziger Reinhard, bist du's wirklich? — O lieber Gott, ist denn dies Glück kein Traum?" rief, jubelte, lachte sie, und die Thränen flossen ihr dennoch hell über die Wangen. Und auch ihm ging's kaum anders. Auch er nannte sie mit den zärtlichsten Namen, auch er überstürzte sie mit Fragen und Ausrufungen, auch er jubelte auf, und seine Augen waren gleichfalls feucht. Sie waren wie ein einziger Mensch in dem Rausche ihres Glücks.

Nach einigen Augenblicken löste sie ihre Arme von seinem Nacken und zog sich sanft ein wenig von ihm zurück. Sie standen Hand in Hand und Aug' in Aug', ein lichtes Erröthen flog über ihr Gesicht, und sie sprach: „Mein theurer, einziger Freund, wie hast du mich überrascht, wie mich hingerissen! Ach Gott, wie konnt ich denn dich hier, grade hier erwarten! Seit wann bist du zurück? Wie hast du mich entdeckt? Ich weiß und erfahre ja nichts mehr und niemand weiß noch von mir! Sie sind ja alle todt, mein Vormund, deine Schwester, die —"

„Also dein Vormund auch?" wiederholte er mit ersichtlich großem und düsterem Erstaunen. „Dein Vormund auch, sagst du? Und deine Eltern, Claudine — willst du wirklich sagen, daß deine Eltern — du trägst Trauer?" —

Es flog ein tiefer Schatten durch ihre eben noch so leuchtend glücklichen Züge und ihre Wimpern senkten sich auf die blaß gewordenen Wangen. „Meine Mutter starb vor einem Jahre," sagte sie leiser; „das hast du also nicht mehr erfahren, denn deine Schwester war ja auch schon todt! Aber daß mein Vater bereits vor zwei Jahren, wenige Monate

nachdem du fortgegangen" — sie schaute mit verschleiertem Blick zu ihm auf, — „das mußt du doch erfahren haben?"

„Mein geliebtes — mein armes, armes Kind!" sprach er tief bewegt und erhob und küßte ihre Hände voll der tiefsten Zärtlichkeit, „das alles ist über dich gekommen, meine arme, arme Blume, und ich bin ahnungslos in der Ferne! Denn du irrst mein Herz," fügte er hinzu, und seine Stirn faltete, seine Augen verdüsterten sich, „mir ist keinerlei Kunde geworden. Hedwig hat mir nichts geschrieben, als daß du leben solltest wie immer, daß sie wenig von dir erführe, daß du dich in das uns Auferlegte gefügt, daß du auf meinen, dir von ihr zugesendeten Brief noch nicht geantwortet hättest —"

„Auf deinen Brief?" wiederholte das Mädchen trauervoll aufblickend; „ich habe nie eine Zeile von dir zu sehen bekommen!" Und da sein Auge noch finsterer wurde, setzte sie leise hinzu: „Und als ich einmal — von Lerchenfelds aus — an Hedwig zu schreiben vermochte und sie anflehte um Nachricht von dir, hat sie mir etwa nur das Gleiche geantwortet, was sie dir von mir sagte. Nicht einmal deine Adresse konnt' ich erlangen — ich hätte damals ja freilich auch nicht zu schreiben vermocht," schloß sie das Köpfchen schüttelnd, „aber hernach — von Steinheim aus — von hier — ach Reinhard, nur ein Wort zu dir und von dir! Nur ein Wort, ob du noch lebtest, ob du —"

„Ob ich —?" fragte er vorwurfsvoll, als sie inne hielt, und zog sie leise an sich. „Hast du je an mir zweifeln können, Claudine?"

Sie lehnte schweigend in seinem Arm. Erst nach einer Pause sah sie tief athmend zu ihm auf und sagte gepreßt: „Solche Todesstille der Ferne ist furchtbar, Reinhard."

Nach einem langen, tief ernsten uud dennoch zärtlichen Blick, versetzte er: „Mit den Todten kann man nicht mehr

rechten, noch sie strafen. Und jetzt ist ja auch alles gut geworden und wird es bleiben, denn jetzt lasse ich niemand wieder zwischen uns Claudine! — Aber nun, wie kommst du in diese Einöde, zu der alten Menschenruine, von der mir vorhin der Pfarrer erzählte?"

Sie war wieder von ihm zurückgetreten, ohne auch jetzt jedoch ihre Hände aus den seinen zu lösen. Und nun entgegnete sie mit weichem Lächeln: „Ach, die arme alte Großtante ist auch nicht, wie sie den meisten erscheint! — Aber wie ich hieher kam, fragst du? — Sieh, als meine Mutter starb, war ja auch die Pension verloren und fand ich nirgends einen Platz mehr, als bei dem freundlichen alten Berghaus, den der Vater mir zum Vormund bestimmt hatte. Nun starb auch er schon im September, und dann — dann —" sie stockte, wie unter dem Eindruck peinlicher Erinnerungen. — „Siehst du, Reinhard, ich fand mich so — so — überflüssig dort, und so wandte ich mich an die alte Großtante Bergen, die Schwester meiner Großmutter, und wurde bereitwillig aufgenommen. Das ist alles", fügte sie gleichsam aufathmend hinzu. „Aber du — du — daß du zurückkommst, daß du grade hieher kommst, nicht einmal um meinetwillen —!" Es klang etwas wie eine leise Schalkhaftigkeit aus den Worten — lieber Gott, der alte Ernst und die alte Trauer vermochten nicht standzuhalten vor dem neuen, überwältigenden Glück! —

„Ich?" sagte er, und auch durch seine Züge flog ein leichtes Lächeln. „Ja, Claudine, das ist oder wird vielleicht doch eine höchst romantische Geschichte! Daß mein alter Onkel Dronsfeld —"

Der bisher nur innige und zugleich erwartungsvolle Blick ihres braunen Auges verwandelte sich plötzlich in einen äußerst überraschten. „Wie sagst du?" fragte sie lebhaft; „Dronsfeld —?"

„Gewiß, so heißt der alte — ich nenne ihn nur Onkel, obgleich die Verwandtschaft eine viel weitläuferige ist.“

„Und er hat seit langer — langer Zeit in Indien gelebt?“

„Ja, seit vierzig Jahren, oder noch länger glaub' ich. Aber was interessirt dich plötzlich so sehr an diesem Namen, mein liebes Herz?“ fragte er erstaunt.

„Ich hörte den Namen nie, als bis heut Nachmittag, und da von — jemand, der von dir nichts ahnt und von deinem Verwandten, wenn es der gleiche ist, ebenfalls seit unvordenklicher Zeit nichts mehr erfahren hat!“ Und mit tiefem, forschendem Blick seinem Auge begegnend, setzte sie erregt hinzu: „Heißt er Alexander?“

„Wahrhaftig, ja! Aber wirklich, Claudine — ich verstehe kein Wort von —“

„O dies ist wunderbar — sehr, sehr wunderbar!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, aus. „O mein einzig Lieber —“ Und indem sie abbrach, als komme ihr ein anderer Gedanke, fuhr sie innigen Tones fort: „Du sollst ja alles wissen, liebster Reinhard! Aber jetzt mußt du mir erst sagen, was ihn zurück, was ihn grade hieher führte, ob sein ausdrücklicher Wille, ob nur — aber das ist ja gar nicht möglich! — ob nur der Zufall?“

Er schüttelte mit verwundertem Lächeln den Kopf. „Was heißt das alles?“ fragte er. „Aber ich soll ja Geduld haben! Und also — nein, mein Herz, kein Zufall, sondern sein wirklicher und ausdrücklicher, mir freilich nicht erklärlicher Wille. Hier setzte uns Admiral D., mit welchem wir von England absegelten, ans Land, und hier haben wir, da der arme Alte einem schweren Krankheitsanfall unterlag, beim Pfarrer ein Unterkommen gefunden. Ich weiß noch nichts weiter, von Mittheilungen konnte keine Rede sein —“

„Einen schweren Krankheitsanfall, sagst du?“ fiel sie bestürzt ein.

„Es hat hoffentlich nichts zu sagen, mein Herz. Er hatte sich schon, als ich vorhin von ihm schied, fast ganz erholt und wird morgen früh wieder ganz wohl sein. Dann werden wir wohl mehr erfahren. Bisher schließen der Pfarrer und ich nur aus einem einzelnen Wort, daß er vor langer Zeit einmal hier und, wie Magister Crusius meint, auf eurem Schloß hier bekannt gewesen sein mag“.

„Ja, Reinhard, er ist hier gewesen,“ sprach Claudine nach einer langen Pause voll ersichtlich tiefer Bewegung. „Er und meine alte arme Großtante haben sich sehr — sehr lieb gehabt und sind getrennt worden — wie wir, Reinhard! Sieh — heut Nachmittag hat sie mir davon erzählt — sie hat niemals wieder etwas von ihm erfahren und wähnt ihn längst todt. Und nun — o Reinhard, wie ist es so sehr wunderbar! — nun bringt der heutige Tag grade dich mir und den alten unvergeßlich Theuren der armen Tante! Ach Reinhard,“ schloß sie erregt und nahm seine Rechte in ihre beiden Hände, „was fangen wir an? Wie bringe ich's ihr bei, oder muß ich überhaupt schweigen? Und du —“

„In der That, dies ist wirklich höchst wunderbar!“ sagte er, der bei ihren Worten immer nachdenklicher geworden war. „Und das will freilich auf das allerernstlichste überlegt sein. Denn ich weiß ja von meinem guten Alten durchaus nicht, ob er sie selber, ob er Nachrichten von ihr, oder nur den Platz aufsucht, wo er sie vordem gefunden, wie er ihr selber unvorbereitet begegnen würde? — Komm', mein geliebtes Herz,“ fügte er voll Zärtlichkeit hinzu und zog ihren Arm in den seinen, „laß uns einen anderen, freundlicheren Platz suchen und ein wenig umhergehen. Du mußt mir noch viel sagen

und auch von dir so viel — viel erzählen! — Komm', dort scheint ja der Garten zu sein."

Sie hielt ihn zurück. „Lasse uns hier bleiben," bat sie, und ihre Züge waren für den Augenblick voll jenes Ernstes und jener Stille, die wir fast immer bisher in ihnen gefunden haben. „Freundlicher ist es dort in den Gärten auch nicht, eher noch trauriger — es ist alles, alles um uns her im Verfall! Und sieh, es wäre doch möglich, daß die Großtante uns erblickte und von dir wissen wollte. Heut kann ich aber nicht mehr zu ihr sprechen — der Tag war ohnehin aufregend genug für sie, und ich weiß nicht, ob sie meine Mittheilung gütig aufnehmen wird. Ach, liebster Reinhard," schloß sie, schwermüthig das Köpfchen schüttelnd, „das Glück ist mir seither so fremd geworden, daß ich noch gar nicht wieder an seine Rückkehr zu glauben wage! — Laß uns hier vor der Mauer bleiben, hier sind wir am ungestörtesten. Wir haben freilich so viel zu bereden und —" sie warf einen Blick auf ihre Umgebung, wo allerdings schon alles in abendlicher Beleuchtung erschien — „die Großtante wird mich erwarten und, vollends nach dem heutigen Vorfall, über mein Außenbleiben zanken."

„Nach dem heutigen Vorfall?" fragte er, die Brauen zusammenziehend und fast ungestüm; — „der dich berührte, Claudine?"

„Unsere Verhältnisse sind so traurige, Reinhard", versetzte sie ernst, „und zuweilen auch freilich so erschreckende. Wir sind sehr hülf- und schutzlos. Aber lassen wir das — es wird sich hoffentlich bald ändern. Kommen wir zu dem Anderen, Nöthigeren!"

Sie schritten im leisen, innigen und ernsten Gespräch noch eine ganze Weile auf dem öden Hange hin und her, der nun schon im vollen Schatten lag. Ja selbst von der See drunten verschwanden allmählich die blitzenden Lichter und alles begann eine blassere Färbung wiederzugewinnen. Nur

die höchsten Wipfel der Parkbäume wurden von den Sonnenstrahlen noch durchglänzt, und endlich fingen auch sie an dunkel zu werden. Da blieben die beiden jungen Menschen stehen und nahmen Abschied von einander.

„Also morgen?“ fragte Claudine bewegt, und „ja, morgen, mein unendlich geliebtes Herz!“ versetzte er, sie an sich ziehend und die Lippen zum Kuß auf ihr Haar senkend. „Wenn nicht, wie ich es hoffe, vor der alten Dame, dann hier — ich lasse nicht mehr von dir! Gott schütze deine Ruhe und unser Glück.“

Sie ging nach einem langen, innigen Blick und einem leisen, zärtlichen „gute Nacht, Reinhard!“ langsam von ihm, zwischen den Trümmern durch auf den Hof und zur Treppe, die sie vorhin herunter geführt hatte. Droben wandte sie sich noch einmal und winkte ihm zu, und dann war sie mit ein paar Schritten um die Ecke verschwunden.

Nach einer kurzen Pause des bewegten Nachschauens wollte auch er sich eben abwenden, als er plötzlich dort, wo der kleine schmale Hof jenseits der Treppe zu enden und in den Garten überzugehen schien, hinter dem vordersten dichten Gebüsch eine Männergestalt hervorspringen sah. Im nächsten Augenblick aber stutzte der Mensch, der offenbar den Zuschauer bemerkt hatte, und warf sich, ohne sich umzudrehen, mit einer raschen Bewegung wieder hinter die Büsche zurück — eine große Gestalt, in ländlicher Tracht, eine formlose Schirmmütze tief in die Augen gedrückt.

Birkach war auf das unangenehmste überrascht und in peinlicher Verlegenheit. War das jemand von den Schloßangehörigen, obgleich er beim Anblick des Fremden so scheu zurückwich? War es ein unberufener Eindringling oder gar ein Feind, der möglicherweise auf eine neue Nichtswürdigkeit wider die Schloßbewohner sann? Aber daß er sich in solchem

Falle schon am immerhin noch ziemlich hellen Tage heran-getraute und sei es die Treppe zu benützen, sei es sich in den Terrassengewölben zu verbergen wagte, wo eine Entdeckung doch leicht möglich sein mußte, während in zwei bis drei Stunden die Nacht all sein Treiben zu verhüllen verhieß?

Der junge Mann befand sich, wie gesagt, in peinlicher Verlegenheit. Wo fand er die Schloßangehörigen, und was konnte, was durfte er ihnen sagen, der ihnen ja selbst als ein Eindringling erscheinen mußte? Er eilte gegen das Gebüsch und schaute sich dort in der verwilderten Umgebung um. Allein er bemerkte von dem Menschen keine Spur und lauschte vergeblich. Und da wandte er sich endlich, ob auch schweren Herzens, ab und ging über den Hang der Ackergrenze und dem Wege zu, auf welchem er vor zwei Stunden hieher gekommen war.

Seine Gedanken weilten bei der Geliebten, von der er damals, vor Jahren, durch die unglücklichen Verhältnisse und nicht weniger durch diesem Bunde sich widersetzende Menschen getrennt worden war, und die er nun in so überraschender Weise, voll der alten Liebe und Treue, wiedergefunden hatte, um sich — so hatte er gesagt, und so stand es in ihm fest! — niemals wieder von ihr zu scheiden. Es war in diesen Gedanken viel Trauer und Schmerz, viel Zorn und Sorge, aber auch unendlich viel Glück, und sie waren so tief, daß er den Mann kaum beachtete, welcher, vom Strande heraufsteigend, seinen Weg kreuzen zu wollen schien und, seinen Hut lüftend, ihm einen höflichen Abendgruß zurief. Er langte zerstreut gleichfalls an den Hut, murmelte eine Antwort und wollte vorüber.

Da jedoch blieb der Andere plötzlich stehen und schaute ihn scharf an — es fing, wie bemerkt, an dämmerig zu werden, allein es war immerhin noch hell genug, um alles umher

bemerken und jeden Begegnenden erkennen zu lassen — und sagte einigermaßen zögernd: „Verzeihen Sie, Herr, daß ich Sie da anbreie, aber Sie haben ein Gesicht, das ich schon 'nmal anderswo — und bei allem, was blau ist!" brach er ab und trat näher. „Sie müssen's ja auch sein, Herr von Birkach!"

Der Genannte hatte stehen bleibend den Sprecher gleichfalls in's Auge gefaßt und, anfangs mit einer gewissen Unsicherheit, bald jedoch mit zunehmender Ueberraschung, angeschaut. Und da jetzt sein Name ihn anklang, bot er auch schon seine Hand hin und rief mit lebhafter Herzlichkeit: „Wahrhaftig, das ist mein junger lustiger Steuermann von Ryswyk! — Franz Rülow, sehen Sie, da ist ja auch der Name wieder! Aber, ich habe doch kein Schiff auf der Rhede gesehen —?"

„Hier bin ich daheim, Herr, und habe eben mein Examen gemacht," sprach der auch von uns jetzt erkannte junge Mann und schlug fest in die Hand des Anderen. „Das ist ein Zusammentreffen!" fügte er lachend hinzu. „Dort hinten in Indien, vor dem Palast des Gouverneurs, und hier auf dem Boldershöfer Schloßberg, vor den alten Ruinen! Daß ich dahin und zu Ihnen kam, das war gerade kein Hexenwerk, aber daß Sie nun zu mir in unser kleines Nest kommen —"

„Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen," sagte Birkach voll ernsten Sinnes. In der That, dieses Begegnen war ein sehr überraschendes. Franzens Schiff hatte vor Jahr und Tag einmal bei Batavia angelegt, und der junge Steuermannsgehülfe eines Tages mit einigen Kameraden einen Ausflug nach Ryswyk gemacht, wo der holländische Gouverneur residirte.

Dort traf er mit Birkach zusammen, den Geschäfte zur gleichen Zeit herübergeführt hatten. Man erkannte einander

als Landsleute, fand Gefallen an einander und verbrachte einen frohen Tag, um sich dann, voraussichtlich auf Nimmerwiedersehen, zu trennen und sich dennoch ein paar tausend Meilen davon endlich wieder entgegenzutreten. Aber diese Begegnung war für Birkach auch eine außerordentlich tröstliche, und er lieh dieser Empfindung gegen Franz ohne Zurückhaltung Worte.

„Wie freundlich Ihr Pfarrer uns auch aufgenommen hat," sprach er, „und ob mein alter Onkel seinen Anfall auch glücklich zu überwinden scheint, bleibt meine Lage hier in dem abgelegenen Ort und zwischen den wildfremden Menschen doch eine fast allzu verantwortliche und unbehagliche, und was nun obendarein noch für mich selber hinzukam, läßt mich noch ernstlicher nach einer befreundeten Menschenseele verlangen. Kehren Sie mit mir um, Franz, denn ich muß nachgrade zurück, und Ihr augenblickliches Geschäft wird kein allzu dringendes sein. Ich habe viel zu sagen und zu fragen."

Der Steuermann erfüllte den Wunsch und kehrte mit um, und die beiden jungen Männer redeten rasch über alles, was zumal Birkach am Herzen lag. Nun vernahm er erst Genaueres über die Menschen und Zustände im Schloß, über das Zerwürfniß mit den Voldershöfern und über die neuesten Widerwärtigkeiten. Seine Theilnahme war eine ernste, sein Zorn ein ehrlicher, und seine letzte Wahrnehmung droben bei der Terrasse erschien ihm in immer unheimlicherem Licht.

Auch Franzens Stirn faltete sich, als er davon erfuhr. „Dann keinen Schritt weiter!" sagte er und blieb stehen. „Ich wollte eben zum alten Woolbeck um ihn zu warnen, denn daß sie nach ihrer heutigen Blamage sich, wie die Schufte es heißen werden, zu rächen suchen und zwar an den Schloßleuten, weil sie sich an uns nicht heranwagen, das ist fadengrade. Nun ist kein Augenblick zu zögern; sie fangen ja schon

an. Was Sie gesehen haben, Herr, ist außer dem Spaß: zu thun hat grade dort niemand etwas, es kann nur auf ein Schelmenstück auslaufen. Wer's gewesen, errathe ich aus Ihrer Beschreibung nicht. Aber Christopher Behrens hat zur Ernte stets fremde Arbeiter auf dem Hofe, und an schlechten Kerlen ist im Lande leider kein Mangel. Ein paar von uns haben sich beredet, hin und wieder einmal Nachts da herum zu patrouilliren — wir möchten gern einen von den Rackern attrapiren, daß das Ding mit einem Male ein Ende habe. Unser Schulze ist eine Schlafmütze, und unsere Alten kommen mit all ihrem klugen Rathhalten immer zu spät. Jetzt bleib' ich oben, und Sie, Herr, bitten den Herrn Magister, daß er zu meinem Vater hinüberschickt und ihm sagen läßt, was los ist und wo ich stecke. Die Anderen erfahren's dann schon und passen auf."

Sie trennten sich nach einem festen Händedruck. Der Steuermann eilte den Weg zurück, durch die jetzt schon tiefe Dämmerung dem Schlosse zu, und Birkach schritt rasch dem Dorf entgegen, über das sich bereits etwas wie Nachtruhe hingebreitet hatte. Kein Mensch begegnete ihm, und nur im Bauerhause und drüben in dem Rülow'schen sah er noch Licht. Auf dem Pfarrhofe hatten sie schon nach dem lange Ausbleibenden besorgt auszusehen begonnen und mit dem Abendessen auf ihn gewartet. Denn der Tag mit seinen Arbeiten und Sorgen geht in diesen einsamen Orten und unter diesen schlichten Menschen früh zu Ende.

8.

Eine wilde Nacht.

Auf Schloß Bolder sollte jedoch dieser Tag zu den unruhigsten gehören, welche die Bewohner seit den früheren Zeiten jemals zu erleben gehabt hatten, und von der Abendstille, wie sie drunten im Dorf bereits eingekehrt war und sonst bei Gräfin Gertrud und den Ihren noch viel früher einzutreten pflegte, ließ sich heute nichts wahrnehmen.

Als Claudine eben auf der Gartenseite das Haus wieder betreten hatte und, bevor sie bei der Tante eintrat, noch einen Augenblick in der großen Halle verweilte, um sich vollends zu fassen, sah sie, wie eben eine altmodische Chaise über den verwüsteten Hof heranfuhr und vor dem längst nicht mehr benützten, nur mühsam zusammengehaltenen großen Hausthore anhielt. Um Gotteswillen, dachte das Mädchen erschrocken, kommt der Tante Geschäftsführer schon jetzt, wo noch gar nichts in Ordnung ist, oder wer kann das sonst sein? — Aber da der Kutscher bereits ungeduldig mit der Peitsche zu knallen begann und sie auch einen alten Herrn bemerkte, der, sich aus dem Wagen vorbeugend, mit ersichtlich großem Erstaunen das verwüstete alte Haus und seine ruinenhafte Umgebung musterte, so sprang sie die hier mündende Haupttreppe hinab und zu dem Zimmer, wo Martin Woolbeck und seine Schwester neben einem Seiteneingange ein armseliges Unterkommen gefunden hatten.

Der Schreck der beiden alten Menschen war womöglich noch größer als ihr eigener, da sie besser als selbst das junge

Mädchen und Gräfin Gertrud wußten, was alles fehlte, um einen Fremden im Schloß aufnehmen und beherbergen zu können, und mit schwerer Sorge überlegt hatten, wie und woher man morgen auch nur das Allernothwendigste herbeischaffen könne. Denn wir dürfen es nicht vergessen, daß es außer den Zimmern, welche die Gräfin und Claudine bewohnten, kein einziges eingerichtetes, ja kaum ein überhaupt noch bewohnbares Gemach in dem alten Bau gab, und daß die Lebensweise der Herrschaft so gut wie der alten Diener die möglichst frugale oder, richtiger gesagt, dürftigste von der Welt war.

Aber der Schreck, das Jammern und das Zögern machten die Sache nicht besser, und Martin eilte dem vernehmbar herüberschallenden, immer ungeduldigeren Knallen und Rufen entgegen, langsam gefolgt von seiner jungen Herrin, die es denn wohl begriff, daß ihre Gegenwart den Empfang zu einem freundlicheren machen und den leicht erklärlichen Verdruß der Fremden einigermaßen besänftigen dürfte — einen Verdruß, der nicht gering war. Denn Martin hörte es herankommend deutlich genug, daß der Kutscher fast ein wenig ingrimmig sagte: „Na, Herr, das ist mir eine schöne Bettelwirthschaft! Wo bleib' ich mit Pferden und Wagen?" — Und der Herr, der ausgestiegen war, schüttelte dazu den weißen Kopf und meinte, als Martin jetzt herankeuchte, mit einem nicht eben freundlichen Blick: „Ja, mein lieber Mann, was heißt denn dies? Hat man mich nicht erwartet? — Und was ist denn dies?" fügte er sich umschauend hinzu. „Hier sieht's ja gräulich aus! Ist's auch wirklich Schloß Bolder?"

Martin Woolbeck kratzte sich hinter dem Ohr. „Ja, Herr — Schloß Bolder ist's freilich," versetzte er, „und aussehen thut's auch kurios. Aber —" und er athmete erleichtert auf, „da kommen das gnädige Fräulein!"

Die Erscheinung Claudinens, welche eben um die Ecke des Schlosses herumkam, machte wirklich den erhofften Eindruck. „Verständigt euch Beide über Wagen und Pferde; für mich findet sich wohl ein Unterkommen,“ sprach der alte Herr kurz und ging Claudinen mit raschen, ob auch ein wenig steifen Schritten entgegen, begrüßte sie mit altmodischer Galanterie und stellte sich ihr als den brieflich angemeldeten Justizrath Rosenthal vor. Die Mittheilung, daß die Gräfin ihn erst morgen erwartet habe, ließ ihn höchlich erstaunt den Kopf schütteln. Da müsse sein Brief wieder einmal auf der Post liegen geblieben sein, und die „Comtesse“ das Datum übersehen oder er selbst — er könne es freilich kaum glauben! — dieses letztere falsch angegeben haben, meinte er eifrig. Aber nun sei er einmal da und der Irrthum thue ihm um so mehr leid, als er zu seinem ernstlichen Schrecken und seiner nicht geringen Betrübniß alles in einem Zustande finde, von dem er gar keine Ahnung gehabt habe. „Denn seit ich als Begleiter meines seligen Vaters anno Fünf nach dem Tode Seiner Erlaucht hier war — eine erschreckliche Zeit, meine gnädige junge Dame! — kam ich nicht wieder her. Unsere Geschäftsverbindung beschränkte sich nur auf unsern großen Bandwurm-Prozeß und machte keinen persönlichen Verkehr nothwendig.“

Er war, auf Claudinens schüchterne Erklärungen, jetzt voll lebhaften Bedauerns und mit allem zufrieden. Der Kutscher müsse natürlich zum Dorf fahren und werde schon ein Unterkommen finden — beiläufig gesagt, fehlte es dem dicken Gottfried Prees wirklich wohl an Logirräumen, aber keineswegs an einer Stallung. — Er sei ein anspruchsloser alter Mann, um den man keine Umstände zu machen brauche. Die „Comtesse“ dürfe man heut Abend auf keinen Fall mehr stören. Und somit betrat er, immer weiter redend, mit Clau-

dinen durch den Nebeneingang das alte Haus und stieg, der mit ihrer Lampe voranleuchtenden Sophie nach, die Treppe hinauf. Da wurde er freilich stiller und stiller, der Verfall trat ihm allerwärts gar zu grell und gar zu trostlos vor Augen. Und als er mit der alten Dienerin — Claudine war bei der Großtante eingetreten — in das kleine Zimmer gelangte, aus welchem des Mädchens wenige Effecten glücklicherweise schon am Nachmittag hinabgeschafft worden waren, da blieb er stehen, schaute sich um und sagte ernstlich ergriffen zu seiner Begleiterin: „Aber du mein Gott und Herr, meine liebe Frau, das sieht ja hier ganz erschrecklich im Hause aus, und als ob ihr mit Hunger, Frost und Mangel zu kämpfen hättet!"

Sophie Woolbeck wurde durch diesen ungewöhnlichen theilnehmenden Ton ungemein gerührt, wischte sich eifrig die Augen und sagte fast ein wenig schluchzend: „Ach Gott ja, die armen Herrschaften, Euer Gnaden!"

„Das kommt davon!" brummte der alte Herr, immer stärker den Kopf schüttelnd, vor sich hin. „Hätte die alte Thörin nur einmal den Mund aufgethan! — —" Und lauter setzte er hinzu: „Na meine liebe Frau, jetzt wird's schon besser werden. Ich bringe allerhand Gutes und dabei auch einen ganzen Sack mit Geld."

Es wurde wirklich schon heut Abend besser, als es zuerst den Anschein und die armen Leute im ersten Schreck gefürchtet hatten. Der Justizrath erwies sich in der That als ein anspruchsloser und freundlicher alter Mensch, den die Unschlittkerze auf dem wackeligen Leuchter nicht inkommodirte, der für die Tasse Thee, welche Claudine aus dem wie Gold aufgesparten kleinen Vorrath der Großtante bereitete und in dem altmodischen, seit vierzig Jahren vermuthlich keine zehn Mal benützten Reiseservice darbot, außerordentlich dankbar war,

und dem endlich das einfache Fischgericht ganz vortrefflich mundete. Ja Martin Woolbeck, der an der „Tafel" mit mehr Anstand servirte, als ihm irgend jemand und wahrscheinlich auch er selber sich zugetraut, konnte dem Gaste sogar eine bestaubte Flasche Wein hinstellen, die er, Gott mochte wissen wo, aufgefunden hatte, und die der Justizrath für excellent erklärte. Am angenehmsten für den alten Herrn war indessen während dieses frugalen Abendessens augenscheinlich die Gegenwart Claudinens selber — Comtesse Gertrud hatte den Empfang des Geschäftsmannes für heute allerdings abgelehnt. Er widmete sich ihr mit seiner altmodischen Galanterie und sprach sich gegen sie, was das junge Mädchen ihm ganz gewann, über die herrschenden trostlosen Zustände in theilnahmvollster und Vertrauen erweckender Weise aus. Die Anfeindungen während der letzten Zeit von Boldershof aus ließen ihn die Stirne runzeln, aber doch auch die Achseln zucken. Da sei leicht zu helfen, meinte er. Wo solche Menschen nicht mehr den leeren Stolz und Trotz, sondern das Gesetz in seiner unerbittlichen Strenge sich gegenüber fänden, pflegten sie schnell zur Besinnung zu kommen. Er sei ja jetzt hier und er werde diese Dummheiten — so hieß er es — gleichfalls in die Hand nehmen und in Ordnung bringen.

Es war für das jetzige Schloß Bolder schon spät, als der Justizrath wieder in sein Zimmer hinaufstieg und Claudine sich in das kleine Kabinet neben dem Schlafzimmer der Tante zurückzog, wo sie während der Anwesenheit des Gastes, kampiren mußte. Denn mehr gewährte ihr die Einrichtung des Raumes im Grunde nicht. Ein überflüssiges oder Reservebett fand sich im Schlosse nirgends, und dem jungen Mädchen mußten gegenwärtig ein paar Polster und eine Decke genügen, welche letztere aller Wahrscheinlichkeit nach obendarein dem Woolbeck'schen Inventarium entstammte.

Aber freilich, Claudine dachte über dergleichen grade weniger als jemals nach, und entbehrte weniger als je Bequemlichkeiten und einen Luxus, durch die sie überhaupt seit langer Zeit, ja im Grunde während ihres ganzen jungen Lebens nicht verwöhnt worden war. Denn auch im Hause ihrer Eltern war von Wohlhabenheit keine Rede gewesen: von den Reichsfreiherren von Schefflaar hatte das Glück ebensogut und womöglich schon früher Abschied genommen, als von den Reichsgrafen von Bergen.

Claudine befand sich in einer Stimmung, wie sie sie seit langer — langer Zeit, seit den Tagen der noch ahnungslosen Jugend nicht mehr so friedens- und vertrauensvoll empfunden hatte. Aber sie fühlte sich trotzdem auch so erregt und bewegt, daß sie nicht daran dachte, ihr armes Lager aufzusuchen, sondern sich an das geöffnete Fenster setzte und, das Köpfchen in die Hand legend, in die stille Weite hinausträumte. Die Nacht war eine dunkle, da nicht der Mond, sondern nur die Sterne ihr mildes Licht herabsandten, und sie war von ungewöhnlicher, fast weicher Milde und voll der tiefsten Stille. Nicht der leiseste Hauch kühlte die heiße Wange der Träumenden, und aus den verwilderten Gärten klang nicht ein Laut störend zu ihr herauf.

Und so saß sie dort und saß, und der Tag zog noch einmal an ihr vorüber mit allen seinen erschreckenden und beglückenden Ereignissen. Und von ihm aus glitt der Traum wehmuthsvoll zurück in die Vergangenheit, und das ganze Leben erhob sich vor dem inneren Auge und zog leise an ihm vorüber — ein so kurzes und doch schon so inhaltsschweres Leben! Da kam die einfache und doch unvergeßliche Kinderzeit mit ihrem frohen Sinn und ihrer glücklichen Zufriedenheit. Da kam der erste Mädchentraum und die Liebe hielt ihren Einzug in das junge Herz; der Frühling des Daseins

erhob sich leuchtend und duftend, allein zugleich stiegen auch schon die Wolken schwerer und schwerer auf. Die Schatten flogen durch den Glanz und es begann jene traurige Zeit, wo wieder einmal, nicht zwei Herzen, aber zwei Menschen auseinander gezwungen wurden, hart, erbarmenslos und eigensüchtig, bis sie wohl nachgeben mußten und der Eine in die fernste Weite floh und die Andere in den Ruinen von Schloß Bolder den letzten Ruheplatz für ihr müdes Haupt suchte. Alles umher war dunkel, alles war stumm.

Und nun mit einemmale, an dem einzigen Tage, nach dem letzten, rauhesten Anfall des alten Unheils, brach plötzlich von allen Seiten ein hell und heller aufstrahlendes Licht hervor und leuchtete weit in die Zukunft hinein. Claudine deckte die Hand über die Augen und athmete tief auf. Es war fast zu viel des Glanzes und ihr Herz war schier allzu schwer von Glück.

Sie erhob sich jetzt und warf noch einen langen Blick hinaus, empor zum dunkeln Himmel mit seinen leise fortrückenden Sternen, hinüber auf die still ruhenden Gärten. Ueberall die gleiche Ruhe, die gleiche Stille, welche ihr Herz erfüllte. Und da schloß sie das Fenster und zog die verblichenen Vorhänge zusammen. Und dann suchte sie das dürftige Lager auf und legte das Köpfchen auf das harte Polster nieder, voll eines kindlich glückseligen Friedens, eines köstlichen Gefühls, das nur derjenige versteht und zu würdigen weiß, den es selber einmal erfüllte nach einer langen Zeit des ruhelosen Kämpfens, des rastlosen bitteren Sorgens.

Sie wußte nicht, waren ihr nur eben erst die Augen zugefallen, oder hatte sie schon länger geschlafen, als sie sich plötzlich wieder munter fühlte, aufgeschreckt durch irgend etwas Ungewöhnliches. Und richtig, da sie nun lauschte, war es, als schleiche jemand durch den Corridor, an welchem die

Zimmer der Gräfin lagen, und mache, obgleich er mit der Hand an der Wand fortzutappen schien, eben auf dem von dem Verfalle gleichfalls schwer heimgesuchten Boden einen ernstlichen Fehltritt. Ja, es klang sogar etwas wie ein gedämpfter Fluch, und dann folgten ein paar raschere und daher auch vernehmbarere Schritte, welche sich gegen die große Halle hin zu wenden schienen. Und jetzt hörte sie's bei der Todtenstille umher und bei dem eigenthümlichen Hallen in diesen alten Gängen deutlich, daß jemand kurz hustete.

Sie guckte hoch und um so rascher auf, als sie plötzlich spürte, daß Rauch im Gemache war und sich schnell zu verstärken schien, denn sie fühlte bereits ihr Athmen beengt. Sie warf ihre Kleider über — mit der Beleuchtung stand es auf Schloß Bolder schlecht, und Claudine hatte es vom ersten Tage ihrer Anwesenheit an lernen müssen, ihr Lager im Dunkeln aufzusuchen und während der Zeit der längeren Nächte auch wieder zu verlassen! — und tastete nach der Tapetenthür, durch welche ihr bereits das halberstickte „Fräuleinchen!" der alten kranken Jungfer entgegenklang. Und nun, da sie öffnete, drang ihr ein stärkerer Rauch entgegen und die Alte jammerte: „Fräuleinchen, um Gotteswillen, es brennt im Schloß! Fräuleinchen, meine Comteß — um Gotteswillen schnell — schnell!"

„Sogleich, Sophie!" sagte das junge Mädchen in merkwürdig gefaßtem Ton und stieß das kleine Fenster auf. „Einen Augenblick und ich helfe auch Ihnen —"

„O Fräuleinchen, ich komme schon auf, aber die Comteß, die Comteß! Und der Herr Justizrath droben!"

Claudine war schon zurück durch ihr Kabinet, wo sie gleichfalls das Fenster aufstieß und jetzt in die Thür des Schlafzimmers hinein und zum Lager der alten Dame. Der

Rauch war hier, vermuthlich der thürlosen Corridorwand wegen, noch weniger dicht.

„Ich wache schon, mein Kind! Was geht denn vor?' klang ihr die anscheinend völlig ruhige Stimme der Großtante entgegen und zugleich flammte ein Schwefelholz auf. „Es ist, wie es scheint, Feuer im Hause — haben Woolbecks es schon gemerkt? Du wirst sie rufen und nach dem Justizrath sehen lassen müssen."

„Aber Sie selber, Großtante! — Und haben Sie es nicht gemerkt — es sind fremde Leute im Hause —"

„Um so mehr, beeile dich! Ueber die Terrasse, mein Kind!" unterbrach die alte Dame Claudinens fliegende Worte. „Um mich kümmere dich nicht. Aber der Justizrath — der Rauch könnte ihm gefährlich werden. Eile!"

Das junge Mädchen flog in ihr Zimmerchen zurück. Sie entriegelte die Thür zum Corridor und spähte hinaus. Ein greller Feuerschein an der jenseitigen Wand der Halle und das Sausen der Flammen verriethen den Sitz und die Gewalt des Feuers. Der Rauch hatte hier indessen, durch die vielen Oeffnungen des alten ruinenhaften Baues entweichend, abgenommen, und Claudine wandte sich rasch entschlossen der kleinen Treppe zu, welche, wie wir wissen, hier ganz nahe zum Gast hinaufführte. Ein dankbarer Seufzer entquoll ihren Lippen, als sie den Justizrath schon, seinen Reisesack in der Hand und den Rock über den Arm gehängt, die Stufen herabstolpern sah.

Sie faßte seine Hand, sie zog ihn, ohne auf seine Worte zu hören, zur Thür des Kabinets und hinein. „Nun will ich nach unten!" rief sie und sprang gegen das Fenster. „Die Terrasse ist sicher — helfen Sie meiner Großtante und — der armen Alten hier!" — Die greise Jungfer schleppte sich eben mühsam aus ihrem Gemache hervor. „Ich komme sogleich

zurück!" Und sie schwang sich über die niedrige Fensterbank leicht hinaus und eilte auf der noch in vollen nächtlichen Dunkel ruhenden Terrasse weiter, dem Westflügel zu.

Als sie an dem Eingang zur Halle vorüber kam, dessen große Bogenthür gleichfalls kaum noch in den Angeln hing, und sich längst nicht mehr vollständig schließen ließ, sah sie die Flammen schon aus den östlichen Gemächern in den weiten Raum hereinschlagen und, wenn auch anscheinend vergeblich, gegen die sehr hohe Decke hinauf züngeln. Hier unten an den massiven Wänden und über den Steinplatten des Bodens hin fanden sie keine Nahrung und die große Staatstreppe war noch völlig frei. Aber Claudine folgte dennoch der Terrasse, denn im Hause drunten war wilder Lärm und Geschrei, sie meinte Woolbecks und seiner Schwester Stimmen deutlich unterscheiden zu können. Und nun, da sie einen Augenblick zögernd stand, — jetzt vernahm sie auch die scharfen Klänge der Boldershöfer Kirchenglocke — sah sie drunten, von der Westseite und Woolbeck's Wohnung her, eine Menschengestalt stürzenden Laufs in den Garten hineinstürzen und eine andere mit nicht geringerer Eile, und einen grimmigen Ruf nach dem anderen ausstoßend, ihr nachjagen.

Sie wandte sich entsetzt, um zu den Ihren zurückzufliegen. Aber in diesem Augenblick stürzte es auch hinter ihr, auf der Terrasse, heran und hart an ihr vorüber, so daß sie gegen die Schloßwand taumelte, und auch hier folgte ein Zweiter fast unmittelbar. Und eine Sekunde später klang ein wilder Fluch, ein schwerer Schlag, ein dumpfer Fall, und eine Stimme, welche sie augenblicklich als die gleiche erkannte, die sie von ihrem Beschützer in der Gefahr des vergangenen Morgens vernommen hatte, rief ihr entgegen: „Kommen Sie dreist, Fräulein! Ich hab' ihn sicher genug!"

Als sie, wie hart auch ihr Herz schlug, dem Rufe folgend

herbeieilte, sah sie in der Nähe des Hallenthores und im Schein der Flammen deutlich erkennbar wirklich Franz Rülow auf einem am Boden liegenden, grimmig sich wehrenden Manne knieen und vernahm eben seine drohenden Worte: „Gib dich und liege still, du Hund, oder mein Messer kitzelt dich in den Rippen!"

Claudine schrie auf: „Herr Rülow, um Gotteswillen!" —

„Ei, an's Leben geht es ihm nicht, Fräulein, den heben wir uns extra auf!" versetzte der Steuermann beinah' launig. „Aber rasch, ein Tuch, ein Endchen Garn, was es sei, daß ich von ihm fort kann! Das Feuer darf nicht zu arg werden."

Sie flog schon davon, ihrem offenen Fenster zu, und da warf der Justizrath ihr einen gestrickten langen Halsshawl entgegen und rief dabei: „Ich hört' es, Kindchen. Hier, laufen Sie, daß er nicht echappirt! Ich bin gleich bei euch!" Und er hob bereits das eine Knie über die Fensterbrüstung.

In kürzester Frist war der Gefangene jetzt völlig unschädlich gemacht. Mit tadelloser Behendigkeit und Sicherheit waren die Arme ihm auf den Rücken zusammengebunden und seine Füße umschlang Franzens Sacktuch in gleich genügender Weise. Dann schob der Steuermann den Hülflosen mit dem Fuß in einen Winkel und sagte nach einem raschen Blick auf das Feuer, welches wirklich keine Fortschritte gemacht, vielmehr hier oben wenigstens entschieden abgenommen hatte, ganz munter: „So, Herrschaften, nach dem sauberen Gast hier müssen Sie aber ein wenig sehen, daß er nicht dumme Streiche macht — taugen thut dies Bindewerk nicht viel. Seinen fixen Gesellen wird, denk' ich, Fritz Bolders drunten auch wohl fest haben. Und jetzt —" er horchte zu dem Stimmengewirre und den Rufen hinüber, welche von der Hofseite des Schlosses immer lauter heraufklangen — „die

Jungen sind da, wir wollen zum Feuer. Bleiben Sie nur ruhig hier. Es hat nichts zu sagen, wie graulich es auch zuerst aussah. Also — aufgepaßt!“ — Er eilte davon, durch die Halle und die große Treppe hinunter.

Der Justizrath blieb bei dem Gefangenen. Claudine ging zu ihrem Zimmer, um nach der Tante und ihrer alten Dienerin zu sehen, welche sie in ganz erträglicher Lage fand. Die Kranke hatte einen bequemen Sitz gefunden und Gräfin Gertrud war, wenn sie dieselbe überhaupt verloren hatte, jetzt vollends wieder zu ihrer ganzen gewöhnlichen Ruhe und Kälte zurückgekehrt. Sie saß so grade wie je, vollständig angekleidet auf ihrem herkömmlichen Platz und handhabte beim Schein der armseligen Kerze ihre Strickerei, als sei nichts Besonderes vorgefallen, und das Einzige, was auch von ihrer Aufregung während der vergangenen Stunde zeugte, war eine kleine alterthümliche Kassette, welche neben ihr auf dem Tische stand. Sie ließ dieselbe jetzt wieder in den Secretär schließen.

Als das Mädchen zu dem alten Herrn und seinem Gefangenen zurückkehrte, kam eine ganze Schaar von Männern mit ihren Feuereimern die Treppe herauf und drang gegen die Räume vor, aus welchen vorhin die Flammen so heftig hervorgeschlagen waren, während sie jetzt nur noch drinnen an der Täfelung und den alten, halbzerstörten Parketböden weiter fraßen und, wie man hoffen durfte, nicht schwer vollends zu löschen waren.

Von den Helfern trennten sich zwei und eilten zur Terrasse hinaus, der Pfarrer und Birkach, der, als er jetzt die Geliebte erblickte, mit einem Freudenruf auf sie zusprang und das erschrockene Kind, umbekümmert um die erstaunten Blicke seines Begleiters und des alten Justizraths, fest in die Arme schloß. „Denn sie ist meine Braut, meine Herren,“ sagte er endlich zu den Anderen umschauend, „die ich erst gestern

Abend nach langem Leid und langer Trennung wieder gefunden habe und die ich nicht mehr leiden, mir nicht mehr rauben lassen kann."

In diesem Augenblick zuckte Claudine zusammen und machte sich mit einem leisen Schreckensruf von den sie umfassenden Armen Birkach's frei. Denn in das Hallenthor trat eben, durch Gott mochte wissen was aus ihrer Ruhe aufgescheucht, und kam durch den Corridor herangeschritten — die hagere und starre Gestalt der Gräfin Gertrud, und ihr großes Auge maß mit seinem kältesten und hochmüthigsten Blick den in der ersten Dämmerung noch kaum erkennbaren Sprecher, die Großnichte, die beiden Anderen. Und dann sagte sie in jenem uns schon bekannten, gewissermaßen erstarrten Ton: „Sie irren, mein Herr. Die Töchter der Grafen von Bergen wie der Barone von Schefflaar werden nicht zur Braut genommen, sondern von den Ihren als Braut gegeben und zwar nur an diejenigen, welche ihre Berechtigung zu einer solchen Gunst in genügendster Weise nachzuweisen vermögen. Am wenigsten aber an namenlose und fremde Eindringlinge," fügte sie in womöglich noch kälterem Ton und mit noch starrerem Blick hinzu: „Fräulein von Schefflaar, gehen Sie in Ihr Zimmer."

Birkach erfaßte die Hand Claudinens und hielt die Bebende zurück. „Die gnädige Gräfin irrt mehr als ich," versetzte er fest, mit stolzerhobener Stirn und offenem, kühnem Blick. „Ich bin weder namenlos, noch ein Eindringling. Mein Name Birkach hat, wie ich denke, überall einen guten Klang, und mein Auftreten bei Ihnen wird nicht nur durch meine Stellung zu Claudine, sondern auch durch den Auftrag eines alten Verwandten gerechtfertigt, der mich anwies, Ihnen bei dem gegenwärtigen Unglück zu Hülfe zu eilen und die gnädige Gräfin zugleich um die Angabe einer Stunde zu bitten, wo er, der Freiherr Alexander Magnus von Dronsfeld —"

Ein dumpfer Laut von Seiten der Gräfin Gertrud ließ ihn inne halten, und im nächsten Augenblick sprangen alle an die Seite der alten Dame, die so heftig zitterte und schwankte, als müsse sie ohne Hülfe zu Boden sinken. Man trug sie mehr als man sie führte, durch den Corridor zurück und in ihre Gemächer. Sie ließ alles willig mit sich geschehen. Ihre körperliche Kraft schien völlig gebrochen, und ihr Bewußtsein kein volles und klares zu sein. — —

„Ich verstehe dies alles nicht," sagte Magister Crusius, als er mit Birkach wieder im Corridor stand, ernst. „Allein diese Mittheilung zu dieser Zeit und diese Ihre Strenge, mein theurer Herr —"

„Herr Pfarrer," unterbrach ihn der junge Mann finster, „man hat gegen Claudine und mich so viel und schwer gesündigt und uns so erbarmenslos auseinander getrieben, daß ich, da ich sie hier wieder und mir treu fand, geschworen habe, niemals fortan jemand zwischen sie und mich zu lassen. Ich habe meinem Onkel gestern Abend noch von meinem früheren Unglück und jetzigen Glück erzählt und von ihm nicht nur Andeutungen über seine eigne frühere Verbindung mit der Gräfin, sondern auch wirklich den Auftrag erhalten, ihn bei ihr für den heutigen Morgen anzumelden. Daß dies jetzt schon geschah und meine Meldung eine solche Wirkung auf die alte versteinte Frau hatte — sagen Sie, Herr Pfarrer, war das meine Schuld?"

„Hm, es war nur, wie der Schneider sagt: wenn's kommt, kommt's in Haufen!" bemerkte der Justizrath, der hinter den Beiden ging, launig. „Doch, ich muß mich verabschieden. Mein braver Mordbrenner möchte sonst dumme Streiche machen!"

Der Herr kam aber bereits zu spät; der Gefangene war verschwunden.

9.

Im Dorf und Schloß.

Als die Dämmerung in den vollen Tag überging und drüben, neben der Boldersoie, die Sonne aus der See emportauchte, war man des Feuers Meister geworden, und ob auch noch ein wenig schwärzer und räucheriger als sonst, ragte Schloß Bolder doch in ungebrochener, trotziger Masse wieder in den prächtigen Morgen hinein. Der Wirrwarr und das Getümmel der letzten Stunden waren jetzt vorüber, allein zu der gewöhnlichen Einsamkeit und Stille war im alten Bau und seiner Umgebung noch nichts und niemand zurückgekehrt. Halb Boldershof war noch hier draußen und durchstöberte das Haus und die Gärten, alles rief, redete, berathschlagte durcheinander, und wer zu dieser Stunde und in diesem Kreise Beobachtungen anstellen mochte, konnte nicht verkennen, daß die Menge von einer Aufregung erfüllt war, welche keineswegs allmählich abnahm, sondern sich vielmehr augenscheinlich von Minute zu Minute steigerte.

Man fing an zu übersehen, was und wie es geschehen und gekommen war. Daß ein Verbrechen vorlag, konnten auch diejenigen nicht leugnen, welche — sagen wir: von den einleitenden Vorgängen und den Einzelheiten noch nichts erfahren hatten oder gegen die Schloßherrschaft noch in jener feindseligen Stimmung verharrten, welche alles Unrecht auf der Seite des Gegners zu sehen pflegt. Und es war ein Verbrechen der bösesten Art, nicht die bloße Brandstiftung, um etwa die Bewohner aus dem alten Bau hinauszuräuchern und

sie derartig zu erschrecken, daß sie hinfür nicht mehr zurückzukehren wagten und die bisherige Heimat für immer aufgaben; sondern man konnte, je mehr Einzelheiten bekannt wurden, immer weniger zweifeln, daß die Thäter es sogar auf das Leben der Bewohner abgesehen hatten und an dem Gelingen ihres Plans nur durch mehr als einen glücklichen Zufall, durch einen oder den anderen, von ihnen nicht erwarteten günstigen Umstand verhindert worden waren.

Genug, die Sache gewann ein stets bedenklicheres Ansehen, und der alte Justizrath Rosenthal, der wunderbar frisch und rüstig die Schrecken und Strapazen der Nacht überwunden hatte, zögerte keinen Augenblick, mit Beihülfe des Pfarrers und der von diesem herbeigezogenen Voldershöfer, den Thatbestand so gut wie möglich festzustellen und ein richtiges Protokoll aufzunehmen. Er sendete auch ein Boot in die Stadt ab — der Landweg war um vieles weiter und wurde von den Voldershöfern nur im äußersten Nothfalle benützt! — um die Behörde von dem Geschehenen zu unterrichten und herbeizurufen.

„Glaubt das Gesindel, weil es vordem den Prozeß gegen die Herrschaft gewonnen und seither, bei der thörichten Gleichgültigkeit der hochmüthigen Alten, derselben nach Belieben auf der Nase hat spielen dürfen, daß es nur allein im Recht und ohne Meister ist?" sagte der alte Herr schier heftig zu dem Magister Crusius. „Ja ja, mein werther Herr Magister, es scheinen hier allerwärts botokudische Zustände zu herrschen, von denen wir draußen gar keine rechte Ahnung haben! Aber wir wollen uns eure Schwefelbande einmal gründlich vornehmen, daß ihr grün und gelb vor den Augen wird!"

„Sagen Sie das lieber nicht laut", versetzte der Pfarrer mit einem leisen Lächeln über den Eifer des Alten. „Man würde Ihnen diese Worte hier in Voldershof niemals ver-

zeihen. Und gewissermaßen mit Recht," fügte er ernst hinzu. „Es gibt viel brave Menschen im Ort; ich darf sogar sagen: nur sehr wenig schlechte. Ja, ich bin der festen Ueberzeugung, daß diese Schandthat von keinem Boldershöfer ins Werk gesetzt ist, ob vielleicht auch — doch das müssen wir dem Untersuchungsrichter überlassen," brach er, die Stirn faltend ab. „Kommen Sie, Herr Justizrath. Lassen Sie uns die Aussagen der Zeugen vernehmen und zusammenstellen, bevor die Leute wieder heimkehren. Wir bringen sie hernach schwerlich alle zusammen und finden sie auch nicht mehr so mittheilsam."

Franz Rülow hatte, als er am vergangenen Abend bei Woolbecks eingetroffen war und diese noch ganz und gar durch den unvermuthet eingetroffenen Fremden in Beschlag genommen sah, alsbald die Umgebung des Schlosses auf eigene Faust und so genau wie möglich recognoscirt. Er fand nichts Verdächtiges, allein wie es im Park und Garten aussah und mit dem Schlosse selber stand, begriff er nur allzu gut, daß Unheilstifter sich hier allerwärts verbergen, in ziemlicher Sicherheit sich nähern und wieder entfernen und, wenn sie es darauf absahen, durch mehr als einen ungeschützten Zugang selbst in's Haus dringen könnten. Nachdem Woolbecks frei geworden waren, erneuerten die Drei die Untersuchung, ohne indessen auch jetzt auf irgend welche Anzeichen von der Thätigkeit der Feinde zu stoßen. Gegen Mitternacht stellten sich ein paar, Franz bekannte Bursche ein — sie vermutheten fast sicher einen Angriff und wollten den Kameraden nicht allein lassen. Auf dem Bauerhofe sei bisher freilich alles in anscheinend vollständiger Ruhe geblieben, konnten sie melden; allein sie wußten, daß der Sohn des Bauern, Fritz, sich Nachmittags gegen einen Anderen verschworen habe, er wolle seine Rache haben und nicht nur mit dem hochnasigen Steuermann und seinem

gleichgearteten Alten, sondern auch mit der „Bettelgesellschaft“ im Schloß zum Ende kommen.

Man wurde daher nur noch wachsamer und gab sich das Wort, auch in den nächsten Nächten auf dem Posten zu sein. Für heute glaubte man die Gefahr vorüber, der Morgen war nicht mehr fern, und die jungen Männer dachten bereits an den Aufbruch, da die beiden letzten Ankömmlinge Fischer waren und noch mit ihren Booten hinaus zu den Netzen wollten. Da wurden alle durch den schnell zunehmenden Rauch überrascht und sahen den Hauptsitz des Feuers in einem der früheren Dienerzimmer, deren Fenster sich unter den Bogen der See-front-Terrasse öffneten und, im allerschlechtesten Zustande, das Haus für einen Feind zugänglich machten. Eine Masse dort aufgehäuften alten Gerümpels gewährte einen furchtbaren Nährstoff des Feuers, verbreitete einen erstickenden Rauch und sendete die Flammen schon die dort befindliche, in den ersten Stock führende Dienertreppe hinauf.

In's Innere des Schloßes, oder gar zum Sitz des Feuers zu gelangen, war keine Möglichkeit. Woolbecks und die Bursche sprangen daher auch sogleich ins Freie, um über die Terrasse die Zimmer der Herrschaft und des Gastes zu erreichen, bevor die Armen durch den Rauch erstickt würden. Zwei Kerle mit geschwärzten Gesichtern warfen sich ihnen entgegen, prallten indessen, als sie die ersichtlich nicht erwarteten Helfer bemerkten, zurück und suchten sich aus dem Staube zu machen, der eine in die Gärten hinaus, der andere, wie völlig verwirrt, auf die Terrasse zurück, beide augenblicklich scharf verfolgt. Der erstere entkam, den zweiten holte Franz, wie wir erfuhren, ein. Allein auch er wußte sich bekanntlich in der Abwesenheit seiner Hüter zu retten.

Da die Flammen nicht bloß auf der See-, sondern auch auf der vorderen Front gleich anfangs aus den Fenstern

schlugen, wurden sie zu Boldershof, wo man ja gleichfalls aufmerksam war, augenblicklich bemerkt, ließen alle Bewohner wach werden und die Rettenden in der kürzesten Frist sich auf den Weg machen. Und als sie nun anlangten und an die Arbeit gingen, fanden sie dieselbe nicht so schwer, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte. Grade der verwüstete Zustand des Schlosses kam ihnen zu Hülfe. Als das Feuer seine anfängliche Nahrung verzehrt und den ersten Stock erreicht hatte, fand es kaum mehr als das Holzwerk der Fenster und Thüren, so viele dergleichen überhaupt noch vorhanden waren, wenige Ueberreste von Tapeten und Vorhängen, und hin und wieder etwas Täfelwerk. Der Fußboden wurde durch den auf ihm liegenden Staub und Schutt, wenigstens bis zum Anlangen der Helfer, fast vollständig geschützt. Und da diese Räume sehr hoch waren, so drang das Feuer nirgends bis zu den Decken hinauf und erlag schier von selbst an den massiven Innen- und Außenmauern. Nur dort, wo der Brand begonnen und gehäufte Nahrung gefunden hatte, gab es tüchtige Arbeit, weil ein paar Deckbalken angegangen waren. Das Allergefährlichste entdeckte man jedoch erst, als die Glut überall besiegt war und man das Haus in allen Richtungen durchstöberte, um jeden möglichen neuen Ausbruch zu verhüten. Denn an der Treppe, die zum Gastzimmer hinaufführte und ganz in der Nähe der von den Frauen bewohnten Gemächer, fand sich altes Holzwerk aufgeschichtet und zeigte, daß man versucht habe es anzuzünden — es war zum Theil angekohlt, aber, wer konnte sagen warum, wieder erloschen ohne Schaden zu thun.

Wie die Verbrecher hineingelangt waren, und was sie beabsichtigt hatten, war sichtbar genug; wer sie jedoch gewesen, ließ sich für jetzt nicht ergründen. Den einen hatte man gar nicht recht zu sehen bekommen, den anderen erkannte Franz

nicht — zum mindesten war es kein Einheimischer und auch keiner von den Knechten des Bauers. Woolbeck, der auch die fremden Erntearbeiter kannte, bekam den Gefangenen bekanntlich nicht zu sehen.

Aber mochten die Thäter sein, welche sie wollten — daß die Anstifter der abscheulichen That auf dem Bauerhofe zu suchen seien, daran zweifelte im Schloß und Dorf schwerlich auch nur eine Menschenseele. An Christopher Behrens selber dachte man im Grunde weniger: er war allzu klug und vorsichtig, als daß er sich an einem so halsbrechenden Unternehmen gradeswegs hätte betheiligen sollen. Anders stand es mit seinem Sohne. Es bedurfte nicht einmal jener vorhin erwähnten, unvorsichtigen Aeußerung, um ihm von jedermann selbst das Schlechteste zutrauen zu lassen. Von guten Eigenschaften kannte man in diesem Menschen auch nicht eine, während man von seiner Schädigungslust und Rachsucht, von seiner Gewissenlosigkeit und Brutalität aus früherer und späterer Zeit Beispiele im Ueberfluß vor Augen hatte. Und jetzt hatte er obendarein in dem von Peter gezeichneten Knecht einen Gesellen gefunden, der ihm in Ansehung der schlechten Eigenschaften kaum nachzustehen schien, während er ihn an persönlichem, stierköpfigem Muth weit übertraf. Mit einem Worte, der Bursche zeigte sich wohl befähigt, den Anderen auch zu Unternehmungen hinzureißen, vor denen seine Feigheit, ohne solche Rückenstärkung vermuthlich zurückgewichen wäre.

Wie ruhig man am vergangenen Abend auf dem Bauerhofe geblieben war, haben wir schon berichtet. Nach dem Abendessen war im Hause und selbst in den Ställen alles still geworden und hatte sich kein Mensch mehr auf dem Hofe gezeigt. Man schien sich um nichts Außenliegendes mehr bekümmert zu haben; ja selbst der anlangende und wieder zurückkehrende Wagen des Justizrathes, der auf beiden Wegen gar

nicht fern am Hofe vorüberkam, war, wie man annehmen durfte, auf dem Hofe gar nicht bemerkt worden. Christopher Behrens war zum mindesten nicht wenig überrascht, als er das Gefährt in der Nacht, jetzt auf der Straße, zum Schlosse vorüberjagen sah und erfuhr, wem dasselbe gehöre und welchen Gast Schloß Volder beherberge. Der „Geschäftsführer" der Bettelprinzessin war für den intriganten Mann allerdings nicht nur eine auffällige, sondern auch verdächtige und vor allem äußerst unbequeme Persönlichkeit.

Allein, obgleich also auf Christopher Behrens augenblicklich kein directer Verdacht fiel, so kam ihm dies bei den Voldershöfern dennoch nicht zu gute. Im Gegentheil verschlechterte sich die Stimmung der Dorfbewohner wider ihn im Laufe dieser Nacht grade auf das bedenklichste, und sein Verhalten kostete ihm zum wenigsten auch diejenigen von seinen bisherigen Anhängern, welche überhaupt noch eines Ansehens unter ihren Nachbarn genossen.

Als der Feuerlärm nämlich das ganze Dorf erweckt hatte und sich zu dem Brande auf den Weg machen ließ, blieb der Bauer mit den Seinen schier allein daheim. Sie standen sämmtlich auf dem Hofe und schauten dem Feuer, sei es gemüthsruhig oder schadenfroh, von ferne zu. Die Aufforderung, sich den vorübereilenden Helfern anzuschließen, wie es in solchem Falle die jede persönliche Feindschaft zurückweisende Pflicht der Nacharn ist, beantwortete Christopher Behrens auf das gröbste und hohnvollste. Was das Bettelpack selber angestiftet habe, möge es auch selber austragen, meinte er. Seinetwegen solle die ganze Prostemahlzeit immerhin verderben und verbrennen. Seine Gäule und Leute seien ihm wenigstens alle zu gut zu irgend einer Arbeit für solche Gesellschaft.

„So? Und lässest doch dem Martin bei seiner Gartenarbeit helfen?" rief eine Stimme spottend zu ihm herüber.

Der Bauer fuhr hoch auf. „Lump — Schuft — Hund — steh', sag's noch 'nmal!" schrie er und sprang auf die Straße hinaus. „Steh' — oder —"

„Warte bis morgen, Puppenspieler!" klang es zurück; „dann kommt's an dich. Erst wollen wir löschen!" — Und eine andere Stimme fügte noch schärfer hinzu: „Freilich, Samuel, und dann Mordbrenner suchen."

Der Bauer stand wortlos. Trotz der kaum beginnenden Dämmerung sah man's, wie sein Gesicht sich verzerrte, wie seine Fäuste sich krampfhaft öffneten und schlossen und sein ganzer plumper mächtiger Körper erbebte. Und erst, als er bemerkte, daß auch der Pfarrer in der Nähe war und die Worte vernommen haben mußte, raffte er sich auf und knirschte: „Sie haben's gehört, Herr Magister, und werden bezeugen —"

Pfarrer Crusius blieb wieder stehen. „Gewiß, Herr Behrens, ich hörte böse Worte," versetzte er mit ernstem Blick und in eben solchem Tone. „Allein, was ich sehe, ist noch schlimmer und mahnt mich an meine Christen- und Nachbarpflicht." Er schritt rasch dem schon vorausgeeilten Birkach nach.

Christopher Behrens trat mit einem gemurmelten schweren Fluch auf seinen Hof zurück. Ein paar Nachzügler der Helferschaaren sahen's, wie er seinem Sohn einen Stoß gab, der die lange Gestalt taumeln machte, und hörten das grimmige: „Hinein mit dir! Hinein mit euch allen! Ich will euch zeigen, wer hier kommandirt!" — An Gehorsam fehlte es auf seinem Hofe und gegen ihn nicht. Sie verschwanden alle und fortan zeigte sich draußen niemand länger, als es die Tagesgeschäfte verlangten.

Von diesem allem erfuhr und redete man unter den Helfern und Neugierigen beim Schloß und zwischen den Wenigen, welche im Dorf zurückgeblieben waren. Die Stimmung wider den pflichtvergessenen Nachbar wurde immer gereizter. Der

und jener begann die Untersuchung gegen ihn sozusagen schon auf eigene Faust. Man hatte sich bisher um die Angriffe gegen die Schloßbewohner im Grunde wenig gekümmert. Nun inspicirte man die geschädigten Ackergrenzen, betrachtete die Reste der Verwüstung im Gemüsegarten und ließ Woolbeck und seine Schwester auch von allen übrigen Quälereien berichten. Man durchstreifte die Umgebung des alten Herrensitzes, welche vielen, ja den meisten Dörflern ein fast ganz unbekanntes Terrain war. Man suchte nach den entflohenen Verbrechern und von ihnen etwa hinterlassenen Spuren, und entdeckte mit Genugthuung im Gebüsch eine Handlaterne, welche zum bösen Werk gedient haben mochte und vom ersten Flüchtling fortgeworfen zu sein schien. Mehr als einer schwor, das Geräth habe er schon einmal auf dem Bauerhofe gesehen.

Die Lust zu einem Acte der Volksjustiz nahm reißend zu. Was man auf die Behörden und ihre Untersuchung warten solle, die immer hinterdrein hinkten, wo man ihrer bedürfe? Die Boldershöfer seien niemals Freunde der Gerichte gewesen, sondern noch stets am besten selber mit den Nichtsnutzen und Unheilstiftern fertig geworden, die sich zwischen ihnen gefunden! Christopher Behrens aber und die Seinen seien die Aergsten, die jemals im Ort gehaust. Denen müsse man einmal derb auf die Finger klopfen und dürfe sie nicht länger den Meister im Ort spielen lassen. Man solle nur an den denken und an die, wie sie's mit denen getrieben, und man hab' es dummer Weise geduldet und sich malträtiren und chikaniren lassen und noch den gehorsamen Diener gemacht. Und wie sie's jetzt der „armen alten Bettelprinzeß“ und den Woolbeck's gemacht, das könne ja jeden Tag auch jeden Anderen treffen! — So rief's und schrie es in den Gruppen, und die Stimmen wurden lauter, die Stirnen rö-

theten sich, die Augen hatten nur noch drohende Blicke. Der Justizrath, Magister Crusius, hie und da ein paar Besonnenere redeten und mahnten vergeblich zur Ruhe. Sie fingen an aufzubrechen und schüttelten die Fäuste gegen den Bauerhof.

Da plötzlich — niemand hatte auf ihr Kommen geachtet, und niemand wußte, wie sie in ihren Zimmern von diesen bedenklichen Vorgängen etwas erfahren haben möchte — stand Gräfin Gertrud vor den Aufgeregten, die hagere Gestalt in den altmodischen, fadenscheinigen Gewändern straff aufgerichtet, mit ihrem weißen Haar, mit dem versteinten Gesicht und den großen eiskalt blickenden Augen. Sie winkte mit der Hand wie eine Fürstin, und als es darauf wirklich still wurde, redete sie mit ihrer harten Stimme allen vernehmbar:

„Ich wollte euch denn doch auch danken, Kinder, daß ihr eure alte Bettelprinzeß und ihr Eigenthum nicht vollends habt verderben und verbrennen lassen. Ich hab' von euch nichts mehr gewußt noch gewollt. Aber jetzt weiß ich wieder und merk's: wir auf dem Schloß und ihr im Dorf gehören doch einmal zu einander, so lange das eine und das andere stehen. Und ob wir auch geschieden worden, das macht's nicht anders; und ob wir einander auch chikanirt haben, an Leib und Leben ließen wir es nicht kommen, und hinterrücks haben wir nichts wider einander getrieben. Wo es Andere anders hielten und halten, die gehören nicht zu uns. Ueber euch hab' ich mich geärgert und erzürnt, und mit euch hab' ich gekämpft. Aus den Anderen mach' ich mir nichts, da laß' ich das Gericht sorgen. Und daß ihr, wie ich höre, jetzt selber über sie wollt, das ist nichts. Sie sind's nicht werth. Die müßt auch ihr dem Gericht überlassen. Und nun adieu, Kinder. Jetzt wollen wir hübsch in die Kirche gehen." — —

„Bravo! Das schießt den Vogel ab!" sagte der Justizrath Rosenthal leise zum neben ihm stehenden Pfarrer und

rieb sich seelenvergnügt die Hände. „'s ist doch zum Teufelholen mit diesen alten Edelleuten, Magister! Erst machen sie Dummheiten und verbeißen sich in ihre Narretheien, daß jeder simple Mensch sich ärgert und sie in's Pfefferland wünscht. Und gleich darauf treffen sie den Nagel auf den Kopf und haben uns alle im Sack'!"

„Ja, ich hätt' es ihr nicht zugetraut," entgegnete Pfarrer Crusius nachdenklich. „Sehen Sie, es hat den besten Eindruck auf die Hitzköpfe gemacht! Wollte sie nur auch für sich selber so vernünftig sein! Die jungen Leute dauern mich, Herr Justizrath."

„Ei, Magister, denen helfen wir, wenn's noth thut," sprach der Andere schmunzelnd; „aber sie selber stehen auch schon zu einander. Der Liebhaber ist ein couragirter Gesell, hat Haar auf den Zähnen und doch Manier — gefällt mir, bei Gott! Und das Fräulein — verwettert nettes Dingelchen! — hat uns allen so ungefähr das Leben gerettet — auch kein Feiglingsstück. Nur keine Sorge, Magister!"

Der Eindruck, welchen die Erscheinung und die Worte der alten Dame auf die Erhitzten gemacht hatte, war, wie Pfarrer Crusius gesagt, allerdings der denkbar beste. Wer von allen diesen Menschen hatte denn jemals die Gräfin Gertrud so vor sich gesehen, geschweige denn sie nur irgend einmal reden gehört? Wo sie sie bisher erschaut hatten, war sie ihnen schier wie eine kuriose Gestalt aus einer anderen Welt vorgekommen und zwischen ihnen durchgeschritten, als sehe sie nichts und wisse sie nichts von ihnen. Und nun mit einemmale erkannten sie die Alte dennoch als ein Menschenkind, das zu ihnen gehörte und von ihnen wußte, das zu ihnen redete in ihrer Sprache und fühlte und aussprach, was wenigstens die Besseren unter ihnen, wie wir wissen, ungefähr eben so fühlten und auch aussprachen! —

Die Mützen und Hüte gingen alle herunter, während sie redete, und als sie fertig war, ließ der Eine oder Andere wohl ein derbes: „hast recht, bei Gott, Alte, so ist's!" laut werden. Aber das war herzlich gemeint. Und ein Dritter rief, ihr solle niemand mehr was zu leide thun, und endlich brachten sie ihr ein Hurrah und zogen zum Dorf zurück, vorüber am Bauerhof, mit zornigen Blicken und drohenden Worten, aber ohne Thätlichkeiten. Als die alte Dame dann eine halbe Stunde später, beim ersten Glockenläuten, mit ihrer Großnichte durch Boldershof und der Kirche zuschritt, grüßte man sie, was selbst die Aelteren bisher nur ausnahmsweise einmal gethan hatten, und wo ein vorwitziger Junge oder ein übermüthiges Mädchen noch über die „Bettelprinzeß" spotteten, gab's einen Puff oder einen Schlag auf den Mund, den sie nicht gleich wieder vergaßen.

In der Kirche war es sehr voll. Man horchte, ob auch nicht grade mit großer Andacht, doch mit gespannter Aufmerksamkeit und steigendem Ernst auf die Predigt über den bekannten Psalmvers: „Siehe wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen," und auf die sich daran schließende Strafrede über die Begebenheiten der letzten Zeit. Die Blicke der Gemeinde richteten sich insgesammt nach dem Herrschafts-Gestühl, wo die alte Gräfin so kalt und starr wie je thronte, und nach der Stelle, wo man sonst Christopher Behrens und die Seinen zu finden gewohnt war. Aber von den Bewohnern des Bauerhofes waren heut nur ein paar Dirnen da, welche nicht aufzusehen wagten.

Als die Damen nach Beendigung des Gottesdienstes wieder draußen erschienen, machte man beinah Front vor ihnen und die Grüße von vorhin wiederholten sich noch respectvoller. Sie gingen in Begleitung des Justizraths und des Pfarrers durch's Dorf zurück, und man sah die Gräfin in einer so an-

gelegentlichen Unterhaltung mit dem Letzteren, wie man sie in den vergangenen Jahren noch niemals wahrgenommen hatte. In der Nähe des Pfarrhofes machte man Halt, und nachdem die alte Dame ihre Nichte und den Geschäftsmann mit auffälliger Milde gebeten hatte, in's Schloß zurückzukehren, trat sie selber mit dem Magister in das sonntäglich stille und saubere Haus. —

Wer auf dergleichen achtete, konnte bemerken, daß Sophie Woolbeck, welche gleichfalls zu dieser Zeit im Dorfe erschien, um nothwendige Einkäufe zu machen, heut nirgends verdrießliche oder mürrische Mienen fand, geschweige denn einem Abschlag begegnete. Ja, die Frau des Ladenbesitzers bot ihr sogar Credit an! — Aber das alte Mädchen hatte heut Geld nach Bedürfniß — hatte der Justizrath Vorschüsse gemacht?

10.

Zwischen den Alten.

„Da drinnen find' ich ihn, Pfarrer?" fragte die alte Comtesse und stand vor der Thüre, die zu dem Gastzimmer des Pfarrhauses führte, straff und grade wie immer und ohne irgend eine Bewegung in dem farblosen, starren Gesicht. „Und er ist allein, glauben Sie?"

Magister Crusius fühlte sich eigenthümlich bewegt. Er hatte, seit er vor zwanzig Jahren seinem Vater im Amte gefolgt war, im Grunde kaum jemals Gelegenheit gehabt, sich der Schloßherrin wirklich zu nähern, und wußte auch von früher, von seiner Kinderzeit her, wenig mehr von ihr, als jeder andere Einwohner von Boldershof: sein Vater, der die Familie noch in den letzten Tagen ihres Glanzes und die alte „Bettelprinzeß," welche während seines Lebens wieder in der Heimat erschien und ihren Beinamen empfing, in ihrer frühsten Jugend gekannt hatte, kam mit ihr fortan gleichfalls so gut wie gar nicht mehr in Berührung. Die Dame war für den Geistlichen daher beinah etwas wie eine völlig neue Erscheinung: es war, um uns so auszudrücken, fast, als träte eine Sagen- und Märchengestalt plötzlich vor ihm in's wirkliche und lebendige Leben und werde nun erst zum rechten, erkennbaren und greifbaren Menschen. Und was er sah, und was er fand, es fröstelte ihn freilich an und wies ihn zurück und ließ ihn dennoch nicht wieder los. Dieser erneute Kampf des Lebens gegen die Erstarrung, wie man es wohl bezeich-

nen mußte, dieser Durchbruch der inneren Wärme durch die äußere Kälte, hatte wie gestern für Claudine, so auch jetzt für den Pfarrer nicht nur etwas ungemein Ueberraschendes, sondern auch wirklich etwas Ergreifendes! —

„Meine gnädige Gräfin," versetzte er nun auf ihre Fragen mit warmer Theilnahme, „ja. Sie finden den Herrn Baron hier im Zimmer — meine Frau hat ihn noch soeben am Fenster gesehen — und werden ihn auch allein treffen, denn Herr von Birkach und der Diener sollen im Garten sein. Der alte Herr hat sich wunderbar erholt. Allein," fügte er herzlich hinzu, „sollte diese plötzliche Begegnung nach solcher Zeit nicht für Sie und ihn allzu ergreifend sein, und wäre es nicht besser —"

Da er inne hielt, wandte sie ihm langsam das Auge zu und sagte nach einem musternden Blick: „Wissen Sie etwas von dem Baron und mir, Pfarrer?"

„Nur durch eine Mittheilung des Herrn von Birkach," versetzte er milde, „dem Fräulein von Schefflaar etwas von Ihren gestrigen Erinnerungen erzählte — es ist wunderbar!"

„Ja, es ist wunderbar!" sprach sie hörbar bewegt. „Dies Zusammentreffen machte mich heut' Nacht ja auch schwach, Pfarrer. Allein jetzt ist es überwunden. Lassen sie mich in Gottesnamen eintreten. Ich bin es dem Baron schuldig. Und wir sind harte Leute, Pfarrer. Wir sterben weder am Schmerz, noch an der Freude."

„In Gottesnamen!" sagte er voll tiefer Empfindung. Sie nickte ihm zu, sie klopfte leicht an die Thür und trat auf ein zurückschallendes, kräftiges „Herein!" in das kleine Gemach.

Es war ein Raum von einer Beschränktheit und Schlichtheit, wie sie freilich zu dem ganzen einfachen Pfarrhause paßten, der Gräfin Gertrud aber trotz aller traurigen Erfahrungen schwerlich bisher jemals vor Augen gekommen waren.

Denn selbst wo sie jetzt hauste, war es weit und hoch um sie her, und die gleichviel wie sehr abgeblaßte und seltsam zusammengestoppelte Pracht ihrer Gemächer war himmelweit verschieden von der unendlichen, nur das Allernöthigste gewährenden Bescheidenheit dieser Einrichtung. Allein sie schaute nicht danach, sondern nur auf den großen; starken alten Mann, der, auf einem Lehnstuhl am Fenster sitzend, ihr das Gesicht zuwandte und ihre Erscheinung mit ersichtlich nicht geringem Erstaunen musterte.

Aber nun erhob er sich — es wurde ihm nicht leicht, denn es war, wie gesagt, eine schwere Gestalt, die, da er sie zur vollen Größe aufrichtete, fast bis zur niedrigen Decke des Zimmerchens reichte. Seine Augen maßen die Erscheinung von unten bis oben und umfingen dieselbe so zu sagen; jetzt trafen sie mit den ihren zusammen und ruhten in ihren fest und immer fester; und nun plötzlich hob seine breite Brust sich unter einem tiefen Athemzuge, er machte einen Schritt vorwärts, er streckte seine Hand gegen sie aus und er sagte abgebrochen: „Mein Neffe sagte mir, daß Gräfin Gertrud noch im Schlosse lebe —"

Sie legte ihre Rechte in die seine. „Alexander!" sprach sie gedämpft.

„Gertrud — Gräfin Gertrud! — Sind Sie es wirklich! — Und Sie kommen zu mir — dem alten traurigen Flüchtling!"

Das alte erstarrte Gesicht hatte sich wunderbar verändert, eine tiefe Bewegung, eine ergreifende Weichheit prägte sich in jedem Zuge aus, das Auge blickte sanft zwischen den zitternden Wimpern hervor, und als sie nun sprach, klang in ihrem Tone etwas so Inniges, ja fast Liebliches, wie es kein Mensch von dieser harten Stimme, von diesen scharf geschlossenen Lippen jemals vernehmen zu können glaubte: „Alexander, Sie kommen tausende von Meilen weit zu mir, und ich

sollte nicht die paar Schritte machen, die mich noch vom theuersten Freunde meines Lebens trennten?"

Er nahm zu ihrer Rechten auch die Linke und hob die beiden kleinen runzeligen Hände zusammen langsam und ohne die Augen von der alten Getreuen zu verwenden an seine Lippen. Und als er sie dann, ohne sie loszulassen, ebenso langsam wieder sinken ließ, sagte er: „Sie waren immer ein Engel Gottes, Gertrud! Ich wagt' es nach den Erschütterungen der Nacht nicht ohne neue Anfrage zu Ihnen zu gehen, wie groß auch meine Sehnsucht. Und nun sind Sie selber zuerst da!"

Ihre Stimme war wieder voll jenes ungeahnten Zaubers und ein leises Lächeln erhellte ihre Züge, als sie versetzte: „War meine Sehnsucht denn geringer, Alexander?"

Er schaute sie voll Wehmuth an. „Warum hat es also kommen müssen, Gertrud, und haben wir nie des Glücks theilhaftig werden dürfen!" sprach er ergriffen. „Es heißt mit Recht: des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding! Ich hatte Ihnen entsagt und mich mit dem Glücke abgefunden. Aber als ich von Hermann Gartach, der bald darauf bei Tarutino fiel, erfahren hatte, daß Sie dem Wunsche Ihrer Frau Mutter nachgegeben und dem Marquis —"

Sie legte plötzlich die Hand auf die seine und stand vor ihm voll Starrheit und Kälte. Und auch in ihrer Stimme klang die gewohnte Härte, als sie sagte: „Wie war das? — Hermann Gartach, sagen Sie, der im Sommer 1812 verschwand? — Oh —" und der Starrheit folgte ein bitteres Lächeln — „da wird mir freilich vieles klar!"

„War es denn nicht wahr, Gertrud?" fragte er und trat, wie erschrocken, einen Schritt zurück.

„Nein," entgegnete sie hart. „Das Gerücht war da und wurde mit Hartnäckigkeit verbreitet, trotz meiner verachtungsvollsten Ableugnung. Belogen hat Gartach Sie daher auch

wissentlich vermuthlich nicht — es haben noch andere daran geglaubt, nur daß sie ihre Täuschung demnächst entdecken mußten, was ihm also nicht möglich wurde. — Und Sie, Alexander?"

Erst nach einem langen Schweigen versetzte er finster: „Was soll ich Ihnen sagen, Gertrud? — Daß ich daran glaubte, hörten Sie. Daß ich Ihnen nicht zürnte, wissen Sie. Daß ich, der ich ohne Sie nicht einmal in Ihrer Nähe zu leben vermochte, unter solchen Verhältnissen noch weniger an eine Rückkehr denken konnte, das begreifen Sie wohl. So ging ich und blieb fern, bis es mir plötzlich war, als könne ich nur im alten Vaterlande die rechte Ruhe finden, und meine Gesundheit mich mahnte, nicht zu zögern, falls ich die Stätte wiedersehen wollte, wo ich damals Sie und das Glück gefunden und einen Augenblick für mein gehalten hatte. Sie sehen, ich kam gradeswegs hieher. Sie — ich wußte ja nicht einmal, ob Sie noch lebten! — hoffte ich hier am wenigsten zu finden. Wie sollten Sie nach Schloß Bolder kommen? Und nun —!" Er strich über die hohe, faltige Stirn. — „Und wirklich noch immer Gertrud Bergen?"

„Ja, der Name blieb mein", sagte sie ernst und fügte nach einer Pause, zu ihm aufblickend, bewegt hinzu: „ich kenne Sie übrigens in alledem wieder, Alexander. Sie waren immer ein harter Mensch."

Er schüttelte mit einem bittern Lächeln den Kopf. „Hart, Gertrud? Sagen Sie lieber schwach und feige — es ist richtiger. Ich habe uns das Glück stehlen lassen und es selber uns gestohlen." —

So redeten die beiden alten, so eng verbundenen und dennoch lebenslang getrennten Menschen noch lange über die Vergangenheit und ihre Leiden, über sich selbst mit ihrer Trauer und ihrer Treue; und dann kam das lange, einsame

und immer stiller sich gestaltende Leben hier in den Ruinen an der rauhen Seeküste und dort in den Palmenhainen des sonnigen Indiens; und endlich gelangten sie zur Gegenwart und zu denjenigen, welche sie noch die Ihrigen heißen konnten. Nichts störte sie. Es war noch früh, da der Gottesdienst in diesen Stranddörfern schon längst beendet zu sein pflegt, wenn er in den Städten kaum beginnt, und die sonntägliche Stille lag rings um das Pfarrhaus her ausgebreitet und erfüllte auch die inneren Räume. Sie durften einander ganz zu eigen sein und waren's. Und wo der eine den anderen an und in ihn und sein Leben hineinschaute, da fand er die alte Zeit, die alte Treue und die alte Weise in ihm schier ebenso wieder, wie er sie in sich selber bewahrt hatte. Nur als sie auch auf die Jetztzeit kamen, auf die Ihren, auf die gegenwärtigen Verhältnisse, da begann es hier und da zu fehlen, da merkten sie's, wieviel die Jahre doch auch an ihnen verändert und in ihnen verschüttet hatten. Es schied sie nicht, aber es zeigte ihnen, daß sie dennoch nicht mehr ganz die Gleichen und ganz Eins waren, wie sie sich bisher geträumt und einander ja auch in ihrem tiefsten Empfinden wirklich gefunden hatten.

Sie hatten sich bereits wieder erhoben, um für jetzt Abschied zu nehmen, der Mittag rückte doch allmählich heran. Der alte Freund müsse nach dem schweren Krankheitsanfall und der Erschütterung des Wiedersehens seine volle Ruhe haben, meinte Gräfin Gertrud voll einer warmen Herzlichkeit, die dem Greise die Augen feucht werden ließ; er habe sich fortan nicht bloß für sich, sondern auch für sie zu schonen, die ihm so nahe, ihn dennoch nicht einmal pflegen, für ihn sorgen könne. Denn Schloß Bolder sei ja nur ein Haufe von Ruinen, der kaum ihr selber noch ein Unterkommen biete.

„Und dabei fällt mir ein", redete sie weiter, „daß ich nun endlich doch auch wohl mit meinem gestern eingetroffenen Ge-

schäftsführer sprechen muß, damit der Mann nicht ungeduldig wird. Denn, denken Sie, Alexander, der alte Prozeß um unsere Familiengüter, von dem Sie schon damals zu Kassel erfahren haben müssen, ist jetzt — jetzt! — zu meinen Gunsten entschieden und die Bettelprinzeß, wie sie mich hier heißen —" sie lächelte schier gutmüthig — „sie kann nun, wenn sie anders will, noch einmal als Comtesse Bergen glänzen! Ach, Alexander", fügte sie, mit einem neuen Lächeln den Kopf schüttelnd, hinzu, „eigentlich wäre es doch besser gewesen, ich hätte Sie ein halb Jahr später hier wieder begrüßt! Da hätte ich Ihnen möglicherweise Ihre damaligen Zimmer wieder anbieten können! — Nun wird der Pfarrer aushelfen müssen und scheint ja auch den Willen zu haben. Und jetzt —" sie bot ihm die Hand — „morgen sehe ich Sie also sicher wieder bei mir, oder — soll ich lieber doch zu Ihnen kommen?"

Er umfaßte ihre Hand warm und fest mit der seinen. „Wenn der Magister mir, wie er versprach, seinen Wagen leiht," sagte er, „so sehen Sie mich noch heut Abend — ich halt' es wohl nicht länger aus. Die Sehnsucht wächst, merk' ich, wo man sich näher und doch nicht bei einander ist, Gertrud. Mir ist auch, als müßt' ich die Zeit recht ausnützen. Und", fügte er mit einem halb gutmüthigen, halb launigen Lächeln hinzu, „mein Neffe, der arme Bursch', glaubt, wie mir fast scheint, das Gleiche. Sie wissen ja —"

Die Milde, die Weichheit und Herzlichkeit, mit einem Worte, das Abbild jener Gertrud, die in den Tagen der Jugend den Mann da vor ihr so unendlich geliebt und mit brechendem Herzen von sich geschieden gesehen hatte; dieses Abbild, das, seit sie ihn wiedergefunden, in ob auch verblaßten, doch kaum veränderten Zügen, auf das wunderbarste und ergreifendste aus der Vergangenheit aufgetaucht war, sank wie mit einem Schlage in dieselbe zurück, und statt seiner stand vor dem

erschrockenen Freunde die Gestalt der alten grauen Dame, welche starr, kalt und antheillos durch die Gegenwart schritt.

„Ich hörte dergleichen, aber — lassen wir das ruhen, mein Freund,“ sagte sie mit dem uns bekannten kalten Blick und der lebenslosen Stimme; „werden Sie erst wieder daheim in der alten Heimat, in ihren Verhältnissen und Anschauungen —“

„Sind Sie selber in ihnen daheim, Gräfin?“ fragte er, die Brauen zusammenziehend, dazwischen.

Sie schaute ihn, gleichsam überrascht, mit einem dunklen Blick an, redete jedoch fast unmittelbar, als habe sie seine Bemerkung gar nicht vernommen, unverändert weiter: „Es soll sich darin vieles umgestaltet haben, sagt man. Für uns, für mich, gestehe ich das nicht zu. Im Gegentheil, je mehr man daran rüttelt, desto fester haben wir zu halten.“ Und leicht aufathmend, fügte sie nach einer kleinen Pause wieder milder hinzu: „Lassen Sie nichts zwischen uns kommen, Alexander. Wir sind zu lange getrennt gewesen. — Also, auf ein baldiges und häufiges Wiedersehen!“

„Wir wollen es hoffen, Gräfin,“ sprach er mit bemerkbarer Kälte und ein wenig steif den weißen Kopf neigend.

Sie schaute von neuem mit dem Ausdruck einer gewissen Betroffenheit und dem eigenthümlich dunkeln Blick zu ihm auf. Dann jedoch sagte sie mit verhältnißmäßig milderer Stimme: „Auf Wiedersehen also, mein theurer Freund!“ — wandte sich und verließ, begleitet von seinem gedankenvollen, ernsten Blick, das Gemach.

Vor der Thüre erhob sich der Pfarrer von der Bank, auf der er bisher geruht hatte, und da sie mit einem kurzen Neigen des Hauptes an ihm vorüberschritt, redete er voll hörbarer Theilnahme: „Erlauben die gnädige Gräfin, daß ich

Ihnen meinen Wagen anbiete, er ist bereit. Es ist heiß, und der Weg ist für Sie —"

Sie unterbrach ihn durch eine ablehnende Handbewegung. „Für mich ist das nicht nöthig, mein Herr Pfarrer," versetzte sie mit einem Anfluge von Freundlichkeit. „Heben Sie das für den alten Freund da drinnen auf, wenn er zu mir zu kommen wünscht. Doch möchte ich Sie um Ihren Besuch bitten," setzte sie hinzu. „Ich werde über den Baron mit Ihnen zu sprechen haben".

„Mit Ihrer Erlaubniß begleite ich Sie, gnädige Gräfin," sagte er und trat ihr die Stufen hinunter nach. „Ich kann Sie wirklich nicht allein gehen lassen nach den letzten Ereignissen."

Das nahm sie an; man könne dann sogleich das Nothwendige bereden, meinte sie. Und so schritt sie neben ihm her in ihrer starren, graden Haltung, mit regungslosem Gesicht und streng geschlossenen Lippen, ganz wie man sie von jeher im Orte gesehen hat. Und dennoch mußte wohl etwas in ihr vorgehen, was von dem Gewöhnlichen weit abwich. Denn als sie an dem schmucken Schifferhause vorübergingen, wo im Vorgarten die Kugelakazien sich im Mittagssonnenschein badeten und die Rosen und die weißen und die Feuerlilien, die „brennende Liebe" und die Reseda blühten, da fragte sie plötzlich nach dem Besitzer, nickte, als sie den Namen Caspar Rülow's vernahm, erkundigte sich, ob sein Vater, wie jetzt auch der Sohn, Franz geheißen und „in der alten Zeit", weiter im Dorfe drinnen, nahe dem Hafen gewohnt habe? Und als Magister Crusius das bestätigte, meinte sie mit einer gewissen Lebhaftigkeit, das seien brave Leute. Man habe sie auf dem Schlosse immer gern gehabt. Der alte Franz habe einmal den Baron von dem Wassertode errettet, und der jetzige Träger des Namens sei gestern ihrer Großnichte und,

wie sie gehört habe, in der Nacht ihnen allen zu Hülfe gekommen. Der Pfarrer solle ihm ihren, der Gräfin, Dank aussprechen. „Ich bin nicht so unempfindlich, wie ich manchem vielleicht erscheine,“ schloß sie. „Jetzt, wo ich die alten rechten Boldershöfer wiedergefunden habe, bleibe ich noch einmal so gern in ihrer Nähe.“

Diese Worte verstand zwar Magister Crusius nicht ganz, da er selbstverständlich von der günstigen Entscheidung des alten Prozesses und von den dadurch völlig veränderten Verhältnissen der unglücklichen „Bettelprinzessin“ noch nichts erfahren hatte. Allein, was er sah und hörte, drang ihm warm zu Herzen, und seine Theilnahme für die alte, anscheinend seit langem erstarrte und nun plötzlich wieder erwarmende Frau wurde eine immer herzlichere.

Allein, er gewann keine Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, denn schon der nächste Augenblick belehrte ihn, daß seine Begleitung nichts weniger als überflüssig gewesen war. Sie waren inzwischen an den Bauernhof und fast schon vorüber gelangt, als sich dort ein unbändiger Lärm erhob und der Pfarrer, zurückschauend, den ihm wohlbekannten Gendarmen mit dem fluchenden und die Fäuste schüttelnden, dennoch aber gehorsam folgenden Knechte aus dem Stalle kommen und auf die Straße treten sah. Vom Hause her kam Christopher Behrens selber mit schier noch größerem Lärmen und Toben heran und, da er von dem Beamten barsch zurückgewiesen werden mochte, nach einem hastigen Umblick, mit einem grimmigen Anruf und in langen Schritten dem weiterschreitenden Pfarrer und seiner Schutzbefohlenen nach.

„So, und da treff' ich die rechten — die allergnädigste Hoheit und den Herrn Magister,“ schrie er ihnen zu, augenscheinlich schier sinnlos vor Wuth, mit rollenden Augen und geballten Fäusten, „die Ehrabschneider, die einen ehrlichen

Mann und die Seinen zu Betrügern und Dieben und Mordbrennern —"

„Gehen die gnädige Gräfin ruhig weiter, ich bin sogleich wieder bei Ihnen," sprach Magister Crusius ruhig zu der übrigens nichts weniger als erregten Dame und wendete sich gegen den Wüthenden, während er zugleich bemerkte, daß auch der Gendarm schon, ohne sich um seinen Gefangenen einstweilen zu kümmern, raschen Schrittes heraneilte. „Sie scheinen nicht in der Verfassung zu sein, Herr Behrens," redete er mit festem Blick in das verzerrte, glühende Gesicht des wild gestikulirenden, fluchenden und schimpfenden Bauers, „der Vernunft und Ehrbarkeit Gehör zu geben. Also nur: wo Sie, wohlverstanden mit Manier, mich treffen, oder wenn Sie so wollen, mich verklagen können, das wissen Sie —"

„Und das Weitere ist meine Sache," sagte der eben herantretende Gendarm dazwischen. „Geben Sie sich mit dem nicht ab, Herr Magister, sie scheinen auf dem Hofe dort alle toll geworden zu sein." Und sich zu dem plötzlich verstummten Bauer wendend, fügte er in der gleichen, halb launigen, halb spottenden Weise hinzu: „Jetzt gehst du auch mit zum Schulzen, Christopher. Kannst dort mit deinem sauberen Fritz weiterschimpfen, bis die Herren aus der Stadt kommen — 's steht kaum noch lange an. Samuel Rülow hat ein fixes Boot und guten Wind."

„Mein Fritz pfeift euch was; die Herren werden auch schon auf uns hören," sprach der Bauer hohnvoll lächelnd. Wir erfuhren schon, daß er unter Umständen seinen Grimm merkwürdig rasch zu bändigen vermochte.

Der Gendarm zuckte die Achseln. „Alles möglich, Alter," versetzte er mit einer Art von Schmunzeln. „Den Monsieur Fritz triffst du jetzt aber noch bei Lüders. Und somit — marsch!"

Magister Crusius hatte sich bereits nach dem Anlangen des Gendarmen abgewendet und sich wieder der alten Dame angeschlossen, welche inzwischen unbeirrt mit ihrem langsamen und steifen Schritt weitergewandelt war. Sein Bedauern über den Zwischenfall wies sie achselzuckend zurück: „Mich fechten solche Albernheiten nicht an, Pfarrer," meinte sie gleichgültig. „Ich bin, wo es darauf ankam, schon mit anderen Kreaturen fertig geworden — bei der Claudine ist es damit etwas Anderes. Wir haben Besseres zu reden, Pfarrer, über den Baron. In's Schloß kann ich ihn nicht hinübernehmen, und dennoch wollen wir uns von einander nicht mehr trennen — wir waren's zu lange. Es ist mein ältester Jugendfreund. Also, wie richtet man dies ein? Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Hören Sie einmal zu, was war und ist, und wie ich mir das Spätere schon ausgedacht habe."

Und nach diesem seltsamen und für ihren Begleiter von neuem nicht wenig überraschenden Bekenntniß, redete sie zu ihm weiter, bis sie das Schloß erreicht hatten. Da bot sie ihm am Fuße der Terrassentreppe zum Abschiede die Hand, und der Geistliche machte sich in tief ernster und nachdenklicher Stimmung auf den Heimweg. Die alte Gräfin erschien ihm in immer besserem Licht, und es klang wie ein Vorwurf durch ihn hin, daß auch er so manche Jahre hatte verstreichen lassen, ohne einen Versuch sich ihr zu nähern und den starren Bann zu brechen. Wie viel Wärme und Milde hätte in ihr erhalten und auf's neue angeregt werden können, in ihr, die trotz aller Verschlossenheit und Theilnahmlosigkeit, wie sich nun zeigte, im besonderen Fall so zugänglich und selbst so warm geblieben war und sich ein solches Verständniß für die Forderungen des Lebens bewahrt hatte!

Auch im Schloß, unter den Ihren, spürte man's wohl, daß in der alten Herrin etwas Besonderes vorging, und daß

sich in ihr etwas aufzuthun begann, was seit langem fest verschlossen gewesen war, ja was mit Ausnahme der greisen Dienerin vielleicht, keiner jemals offen gesehen hatte, seit sie sich in den Ruinen des Schlosses eingehaust hatte. Sie sah jetzt ihre Umgebung, was seither im Grunde nie der Fall gewesen war, und nahm, um es so zu heißen, sogar Notiz von ihr. Sie stand in der großen Halle und schaute, freilich kalten Blicks, durch das verwüstete Haus hin. Sie trat auf die Terrasse hinaus und ließ das Auge, ob auch in der gleichen kalten Weise, über die verwilderten Gartenanlagen hingleiten. Sie hatte eine Bemerkung für den treuen Martin Woolbeck, die erste vielleicht seit zwanzig Jahren; sie hatte eine Frage für seine Schwester, ein höfliches Wort für den alten, heimlich den Kopf immer stärker schüttelnden Justizrath; und als sie ihn nach dem Mittagessen und einer kurzen Ruhezeit an die Geschäfte erinnerte und sich von ihm alles Nöthige mittheilen und vorlegen ließ, überraschte sie ihn und flößte ihm von neuem Respect ein, hier durch ihre Einsicht, dort durch ihre, aller Kleinlichkeit ferne, klare und billige Auffassung der zum Theil noch äußerst verwickelten Verhältnisse, durch ihre Entschlossenheit und Bestimmtheit endlich, mit der sie entschied und anordnete, was des Einen oder Anderen bedurfte.

Als alles beendigt war, lehnte sie sich in ihrem Stuhle zurück und schaute eine ganze Weile nachdenklich vor sich hin. Und da sie wieder aufblickte, ging ihr Auge langsam durch das Gemach, über die wunderlich zusammengestoppelte Einrichtung hin, zum Fenster hinan nnd wieder zurück, und erst jetzt redete sie zu dem erwartungsvoll harrenden und sie beobachtenden Herrn: „So hab' ich Ihnen denn noch besonders zu danken für die langjährige Mühewaltung in dieser widerwärtigen und allem Recht hohnsprechenden Angelegenheit. Aber entlassen kann ich Sie aus Ihrer Stellung weniger als

je. Sie müssen nun schon weiter für das Meine sorgen oder durch tüchtige Leute sorgen lassen. Ich verstehe von dergleichen nichts. Und da Sie mir nachgewiesen haben, wie bedeutende Kapitalien mir schon zu Gebot stehen, so müssen Sie mir vor allem einen braven und soliden Menschen verschaffen, der unter meinen Augen dies alte Haus in Angriff nimmt."

Justizrath Rosenthal riß die Augen weit auf. „Denken die Gnädigste denn daran, hier in dem wüsten alten Nest zu bleiben, und — das wird ja aber ein unmenschliches Geld kosten," rief er hastig.

Durch das eben noch so starre Gesicht glitt plötzlich ein beinahe feines Lächeln. „Seien Sie unbesorgt, mein Herr," sagte sie, „ich bin keine solche Thörin, daß ich die alte Pracht wiederherzustellen versuchen sollte. Ich will nur erhalten lassen, was noch zu erhalten ist, und für mich und die Meinen ein schickliches Unterkommen finden. Die nach mir kommen, mögen mehr thun. Denn da die Bergen einmal wieder auf kommen, darf ihnen auch Schloß Bolder nicht fehlen. Wir gehören zu einander. Ich aber bleibe natürlich hier, mein Herr Justizrath. Ich passe auf keinen anderen Platz mehr."

Der alte Herr machte ihr, als er endlich zu den Gerichtsbeamten abgerufen wurde, welche inzwischen wirklich angelangt und im Schlosse erschienen waren und jetzt nach dem erfahrenen Geschäftsmanne verlangten, eine um vieles tiefere und respectvollere Verbeugung, als sie vermuthlich seit langer Zeit einer seiner Clienten erhalten hatte. „Ich sag' es ja", murmelte er im Corridor draußen vor sich hin, „'s ist zum Teufelholen mit diesen alten Edelleuten! Zuerst ärgern sie uns oder machen uns zu lachen, und hernach sind sie doch die Klügsten und wir machen vor ihnen unser Compliment!"

Um die Gerichtsbeamten und ihr Treiben in dem alten

Hause, um die Verhöre, welche die Insassen und auch Claudine vorläufig zu bestehen hatten, bekümmerte Gräfin Getrud sich nicht im Allerentferntesten. — Der Nichte war die Wandlung, welche man an und in der Schloßherrin bemerkte, während des ganzen Tages überhaupt am wenigsten zu gut gekommen. Die Alte hatte im Grunde keinen anderen Blick und kein anderes Wort für sie gehabt, als die alltäglichen. Und nun saß sie in ihrem Gemach, auf dem gewöhnlichen Platz und bei der gewöhnlichen Beschäftigung, bis das, durch die rings herrschende Stille selbst zu ihr heraufdringende Heranrollen eines Wagens ihr das Anlangen des alten Freundes verkündete. Da kam eine flüchtige Bewegung in ihre Züge, ja es zeigte sich sogar etwas wie eine leise Röthe. Sie legte die Strickerei zusammen und schritt, das Zimmer verlassend, durch den Corridor und die Halle bis auf die Terrasse. Claudine und der Justizrath, welche sie schon auf der Treppe sah, beachtete sie nicht. Ihr Auge sah nur den Baron, der, von Birkach unterstützt, langsam die Stufen heraufkam.

Er lüftete den Hut und winkte ihr einen Gruß entgegen, aber er beeilte sich nicht. Er hatte auch für den Geschäftsmann eine höfliche Begrüßung, und bei Claudine blieb er stehen, mit dem freundlichsten Blick ihre anmuthige Erscheinung musternd und mit einem hier oben nicht vernehmbaren Worte die Hand des erröthenden jungen Mädchens in die seine schließend. Und dann erst kam er die Stufen langsam weiter herauf, mit ernstem Blick die Gärten unterhalb und die Schloßfront über sich musternd. Und nun stand er endlich vor der Gräfin und zog während ihrer Worte: „Seien Sie willkommen in meinen Ruinen, Herr Baron!“ — ihre Hand an die Lippen.

„Wie ich sagte, mir bleibt keine Zeit zum Aufschieben, Gräfin,“ sprach er. Und da wandte sie sich und ging ihm

voran, durch das klaffende Hallenthor, in ihre Gemächer. Er folgte ihr mit Birkach, dessen Arm er auch jetzt nicht los ließ, und sein Auge wurde immer ernster, je mehr Spuren des Verfalls ihm begegneten. Und als er nun im Zimmer wieder neben ihr war, da sagte er ergriffen: „Arme Freundin — arme Freundin, hier mußten Sie hausen!" — Sie machte eine ablehnende Bewegung, indem ihr Auge sich von dem Freunde mit kaltem Blick zu seinem Begleiter wandte.

„Es ist wahr", sagte er, wie sich besinnend. „Erlauben Sie, meine Freundin, daß ich Ihnen meinen Neffen und Pfleger, Herrn von Birkach vorstelle! — Und du mein lieber Junge", fügte er, nachdem sie kalt kaum das Haupt geneigt hatte, freundlich hinzu, „ließest uns jetzt, glaub ich, am besten allein. Wir haben so manches zu plaudern. Hernach werden wir auch mit euch Jüngeren Bekanntschaft machen."

Einen Augenblick noch, nachdem Birkach hinaus war, standen die alten Leute, sich schweigend anschauend, vor einander. Dann suchten sie einen Platz, hier im alten Lehnstuhl, dort in der Ecke des nahen, harten und verblichenen Kanapees, und als die Gräfin noch immer nicht sprach, sondern starr vor sich hinsah, da redete der Baron mit gefaßter Stimme: „So bin ich denn also doch schon heute hier, Gertrud. Allein Sie haben mir auch noch einen weiteren Grund gegeben als meine Sehnsucht. Wir brauchen Klarheit über einander, Gertrud."

Sie schaute nicht auf. „Ich bat Sie schon, lassen Sie dies ruhen, lassen Sie nichts zwischen uns kommen, Alexander!" murmelte sie.

„Sie irren — es kommt nicht, es ist schon da," sagte er streng, „und das soll nach meinem Willen nicht so bleiben. Vor allem aber müssen Sie mich hören, Gertrud." Und damit hob er an und redete in kurzen Worten von Birkach und Claudinen, wie sie einander lieb geworden, wie man sie aus-

einander gequält hatte. Und als er geendet, fügte er zu ihr, die ihn mit keiner Silbe oder Bewegung unterbrochen hatte, ebenso streng wie zuvor hinzu: „So steht's und Sie sehen, daß für Sie nicht ein einziger, haltbarer Grund gegen das Glück der armen jungen Leute —"

In ihren Zügen zuckte es wie unter einem Krampf. Aber sich gewaltsam fassend, fiel sie mit harter Stimme ein: „Die Bergen-Scheﬀlaar und die Birkach — die Verhältnisse, Alexander —"

„Stehen die Todten wieder auf?" unterbrach er sie zürnend und richtete sich aus der Ecke auf. „Ist die da vor mir die Gräfin Gertrud, die mir durch einen eben solchen Machtspruch vom Herzen gerissen wurde, oder ist es die erbarmenslose Mutter, die erlauchte Gräfin Therese, welche sich zur ähnlichen Sünde noch einmal aus ihrem Grabe erhebt? Und sie kann hier nicht einmal den Grund der Armuth anfügen, und sie kann noch weniger sich auf den persönlichen Grund stützen, daß mein Vater vordem eher von meiner Mutter geliebt, als von ihr, der Prinzessin, ausgezeichnet sein wollte! — Gehen Sie in sich, Gertrud!"

Sie starrte ihn wie betäubt an.

„Gehen Sie in sich," wiederholte er. „Die Beiden trennen Sie nicht und sollen Sie nicht trennen — wir Beide sind unglücklich genug durch die Sünde Ihrer Mutter und durch unsere eigene Schwäche geworden, als daß Andere durch unsere Thorheit ebenso elend werden sollten. Gehen Sie in sich, daß Sie nicht uns selbst von neuem auseinander reißen. Denn," fügte er finster hinzu, „mit derjenigen, die ich in Ihnen liebte und liebe, kann ich bis an's Ende getreulich zusammenhalten. Allein das Abbild der erbarmenslosen Mutter verjagt mich heut, wie damals sie selber es that."

Und da geschah etwas Wunderbares. Aus den starr auf

ihm ruhenden Augen der Gräfin stürzten mit einemmale die Thränen unaufhaltsam hervor, und indem sie die zitternden Hände erhob und vor das Gesicht preßte, stammelte sie: „Verzeihen Sie mir, Alexander, o verzeihen Sie mir! Ich bin ja selber lange, lange schon todt gewesen, und erst Sie rufen mich wieder zum Leben. Lassen Sie mich nicht auf's neue versinken!"

11.

In Frieden und Freundschaft.

„Na, das sind Geschichten!“ sagte der dicke Wirth Gottfried Prees, den wir heut, vier Wochen nach jenem denkwürdigen Tage, wo er dem Christopher Behrens zum erstenmale seine und der Boldershöfer Herzensmeinung so gründlich in's Gesicht gesagt hätte, endlich einmal wieder vor uns sehen, unverfallen — Gottlob, dick und breit, rund und gesund, voll solcher Behaglichkeit und Zufriedenheit, daß jedermann seine Freude an ihm haben mußte. Es war heut ungefähr auch die gleiche Stunde, bald nach dem Mittagsessen, und Gottfried sah auch heut seinen alten Freund Caspar Rülow, den „Kap'tän,“ bei und die Tasse Kaffee vor sich. In der Wirthsstube saßen sie freilich nicht, sondern in der uns gleichfalls schon bekannten sogenannten Laube in der Gartenecke am Hafenplätz. Denn sie hatten heut nichts zu complotiren und der Tag war zu „unmenschlich“ schön, als daß sie ihn hätten in der Stube versitzen sollen!

Da saßen sie genau wie damals, Caspar hinter dem Tisch und Gottfried vor demselben, in einer unleugbar um vieles günstigeren Position. Denn die Bank war ersichtlich weiter zurückgerückt, und aus der Tischplatte hatte Peter wirklich das vom Kapitän in Vorschlag gebrachte „Rondel“ herausgeschnitten — ein Einfall, um dessentwillen der Dicke den Freund bewunderte und sich selber für einen Kindskopf erklärte, daß er ihn nicht selber schon längst gehabt habe — es sei doch fadengrade, daß die Menschen nicht nach den Möbeln, sondern

die Möbel nach den Menschen eingerichtet werden müßten! Und seit dies wohlthätige „Rondel" nicht bloß dem Laubentisch, sondern auch dem Sophatisch und dem Familienspeisetisch entnommen war, fühlte der alte Bursche sich in der Welt und seinem Hause wohler als je und nannte das Leben und seinen Körper nie mehr eine Last.

Das „Rondel" war ein Meisterstück Peters: der Ausschnitt saß dem Bauche seines Gebieters wie angegossen, und Gottfried ruhte hier in einer Behaglichkeit, um die ihn alle Seinesgleichen und selbst dünnere Leute beneiden durften. Die Arme hatte er links und rechts auf den Tisch gelegt, was ihm vordem schon seit langer Zeit nicht mehr gelungen war. Alles, dessen er bedurfte, konnte er ohne eine anstrengende Bewegung erreichen: die Cigarrenkiste, das Feuerzeug, die Kaffeetasse, selbst das bekannte „Glas", das Fernrohr, das auf dem Tische lag, alles wurde ihm durch die leichteste Armdrehung dienstbar. Und dazu ein wunderschöner Septembertag voll leuchtender Klarheit und Durchsichtigkeit, voll einer Luft, welche uns die Weste aufzureißen zwingt, weil die Brust sich höher und kräftiger als je zu heben und auszuweiten verlangt, und endlich genau so warm, wie der Dicke es liebte, das heißt, daß er jetzt in der Ruhe nicht allzu stark schwitzte! Und dazu weiter noch die Erwartung, daß man da draußen auch heute etwas Neues zu sehen bekommen möge — man wußte nämlich zu Boldershof so gut wie allerwärts, daß die große englisch-französische Flotte an der russischen Küste dort hinten nicht grade Lorbeeren gepflückt, sondern sich, deutsch gesagt, blamirt hatte und möglicherweise bald wieder auf ihrem Rückzuge den Boldershöfern zu Gesicht kommen mochte — man erwartete sie, wie gesagt, schon alle Tage! Und endlich die merkwürdigen Mittheilungen des alten Genossen über die wunderbaren einheimischen Begebenheiten!

„Na, das sind Geschichten!“ sagte Gottfried Prees noch einmal mit leichtem Kopfschütteln und einem gewissermaßen verblüfften Blick. Und er hatte wahrhaftig wohl ein Recht so zu sagen und verblüfft zu sein! Denn Boldershof stand freilich schon lange und passirt war von Zeit zu Zeit immer allerhand, was nicht gerade alltäglich war und dessen man sich schon gelegentlich wieder erinnern durfte — der Dicke war selber kein Kind mehr und hatte einen ganz ansehnlichen Theil von solchen Besonderheiten erlebt, draußen auf der See, in fremden Ländern und hier in der Heimath. Er entsann sich noch gut der Zeiten, wo der letzte Reichsgraf von Bergen auf Schloß Bolder Hof hielt, den Prozeß mit den Boldershöfern begann und so jung noch und so schnell den Seinen entrissen wurde; wo dann der Feind in's Land brach und barbarisch hauste; wo die Dörfler sich selber zu helfen hatten und sich auch selber halfen, wie alle Ihresgleichen, den Zollbeamten Feind und dem Schmuggel Freund, maßlos Tag für Tag und Nacht für Nacht, in wildem, aufregendem, gefahrvollem Treiben, bis endlich die Erlösung kam, die Fremdherrschaft brach und die lange feiernde Handelsflotte ihre Anker hob und mit einer lustigen Mannschaft an Bord in See stach. — Ja, es war vielerlei passirt, Lustiges und Trauriges, Schweres und auch Kurioses. Allein, was jetzt, vor vier Wochen, passirt war, eigentlich nur in dem kurzen Raum von zwei Tagen, wenn es seitdem auch allerhand Fortsetzungen erhalten hatte und zum Theil den Leuten erst nachträglich bekannt wurde — das ging doch schier über alles Frühere hinaus! —

Gottfried Prees durfte dies sogar gewissermaßen noch eher behaupten, als die meisten Anderen. Denn er war ja von Anfang an selber bei manchem betheiligt und in manches eingeweiht gewesen vor den Uebrigen, und erfuhr obendarein, einerseits durch seine Stellung als allen vertrauter Wirth

und andererseits durch den Kapitän Caspar Rülow, alles und jedes Neue sozusagen zuerst und brühwarm.

Was war alles vorgegangen, seit der brutale Angriff des Fritz Behrens auf das Schloßfräulein, nach dem Volksausdruck, dem Faß den Boden ausgeschlagen und endlich dem Rechtsgefühl der Voldershöfer zum Siege über ihre Gleichgültigkeit und ihre Abneigung gegen Einmischung in fremde Händel verholfen; seit der Brand im Schlosse ihren grimmigen Zorn erregt und das ohnehin bereits wankende Ansehen des Bauers vollends gebrochen hatte; seit endlich die halb mißachtete, halb vergessene alte Gräfin — „Bettelprinzeß" hieß sie jetzt niemand mehr! — durch ihr kluges Auftreten für die Leute wieder eine achtungswerthe Nachbarin geworden war! —

Mit dem eigenen Handeln, wie die Voldershöfer es Christopher Behrens und den Seinen gegenüber beabsichtigt hatten, war es allerdings nichts geworden. Die Gerichte hatten die Sache in die Hand genommen und verfolgten sie rascher und strenger, als man es ihnen hierzulande zuzutrauen pflegte, und überdies mit einem Erfolg, der den Nachbarn Christophers bewies, daß sie dieser Angelegenheit denn doch nicht gewachsen waren, und daß ihre in Aussicht genommene Privatstrafe nicht genügt haben würde.

Jetzt, da es eine ernste, gerichtliche Untersuchung gab, welche nicht bloß die letzten extremen Gewaltthätigkeiten und Verbrechen in's Auge faßte, sondern auch frühere, sozusagen einleitende Vorgänge erforschte, erfuhr man durch Martin Woolbeck und seine Schwester von jahrelangen Anfeindungen aller Art, von denen die hülflosen und eingeschüchterten Menschen bisher niemals gewagt hatten etwas laut werden zu lassen. Sie genügten allein schon, den Bauer und die Seinen zur ernstlichen Strafe zu ziehen, und sie erklärten, im Verein mit dem Schweigen der Schloßleute und der Gleichgültig-

keit der Boldershöfer, wie Christopher Behrens und sein Sohn sich immer sicherer gefühlt und ihre Pläne immer offener verfolgt hatten, bis sie, gereizt durch den plötzlichen, unvermutheten Widerstand, in einer, nur als völlig kopflos zu bezeichnenden Weise auch die letzten Schranken durchbrochen. Der Vater stellte seinen Willen trotzig und herausfordernd dem des ganzen Dorfes gegenüber und ließ sich in seiner sinnlosen Wuth zu Schritten fortreißen, welche weder seiner sonstigen Schlauheit, noch seiner Feigheit entsprachen. Und der Sohn gelangte in seiner um vieles niedriger, völlig gemeinen Naturen, zuerst zu seinem Angriff auf Claudine und hernach, im Verein mit dem gleichgearteten Knecht, zum wirklichen Verbrechen.

Denn so stellte es sich verhältnißmäßig schnell und leicht heraus. Die bekannte, räthselhafte, aber ungemein tröstliche Verbrecherdummheit, welche die Gerechtigkeit und die Richter auch in den anscheinend schwierigsten Fällen zum Siege über die schlauesten Verbrecher gelangen läßt, spielte auch hier eine hervorragende Rolle. Fritz Behrens hatte sich in seinem rachsüchtigen Prahlen und Schwören nicht im Allerentferntesten gemäßigt, gradezu, als ob er sich für durchaus unangreifbar halte. Schon sein Angriff auf Claudine war, wie man nun durch mehr als eine Aussage der Hofbewohner erfuhr, keineswegs als bloßes Schreckmittel beabsichtigt und zur Ausführung gebracht worden, sondern hatte daneben auch noch ein ganz anderes Ziel in's Auge gefaßt. Und als man die Erntearbeiter, welche am Samstagabend den Hof verlassen hatten, um den Sonntag in ihrer Heimat und bei den Ihren zuzubringen, nun verhaftete und verhörte, entdeckte man schnell die Beiden, welche Fritz und der Knecht gradezu für die Anzündung des Schlosses geworben und bezahlt hatten. Ja man erfuhr von ihnen, daß dem Hause des Kapitäns Rülow das gleiche Loos bestimmt worden war.

Von einer Betheiligung des Bauers selber an diesen Unternehmungen und Plänen, oder auch nur von seiner Kenntniß derselben ließ sich nicht die leiseste Spur entdecken: Christopher hatte sich wohl gehütet, sich irgend eine Blöße zu geben. Sein Entsetzen hier und seine Wuth da waren, als er bei der Untersuchung von seines Sohnes Treiben das Nähere erfuhr, so groß, daß selbst die Beamten und seine entschiedensten Gegner im Dorfe Mitleid mit ihm fühlten und — hier wenigstens — an seine Unschuld glaubten. Indessen war es sicher genug, daß es auch ihm nicht an einer empfindlichen Strafe fehlen würde, und sein Ansehen zu Boldershof war rettungslos und für immer verloren. Man wußte, daß er seinen Hof so schnell wie nur thunlich verkaufen wollte.

Von diesen Ereignissen und Zuständen erfuhren die Boldershöfer das Genauere ziemlich ebenso schnell, wie die Betheiligten selber. Was sich dagegen auf dem Schlosse begeben hatte und noch begab, blieb für die Meisten halb Geheimniß und halb Räthsel, und nur der Pfarrer und der Kapitän Rülow hätten allenfalls Auskunft darüber zu geben vermocht. Der Erstere beherbergte noch immer den „Indier,“ wie man ihn im Orte hieß, und verkehrte fast täglich auf dem Schloß; und Caspar wurde theils durch seinen Sohn eingeweiht, der mit Birkach in freundlicher Verbindung blieb, theils lernte er in dem „Indier,“ welcher ihn als den Sohn seines Lebensretters in seinem Hause aufsuchte, sogar gewissermaßen einen alten Bekannten kennen. Denn er hatte damals als etwa zwölfjähriger Knabe seinen Vater auf der stürmischen Rettungsfahrt begleitet und entsann sich des Fremdlings und aller Umstände auf das deutlichste. Der erfreute Baron nahm den wackeren Mann mit sich auf das Schloß und stellte ihn der Gräfin vor, und die alte Dame erwies

sich dem Kapitän so freundlich, wie weder er, noch irgend ein anderer sie bisher kennen gelernt hatte.

Die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, erschien allen, welche ihr nahe kamen, als eine fast vollständige, als sei sie, um uns ihres Ausdrucks zu bedienen, wirklich todt gewesen und plötzlich wieder zum Leben erwacht. Die erschreckende Starrheit und Kälte wichen immer weiter zurück und ließen sich immer seltener bemerken; die Milde und Wärme drangen täglich weiter vor; dem Jugendfreunde widmete sie sich mit unverhehlter Innigkeit, der anfänglichen Gemessenheit gegen Claudine und Birkach folgten eine zunehmende Freundlichkeit und schier mütterliche Sorglichkeit, und wie sie mit wachsender Theilnahme wieder in's Leben und auch ihre Umgebung zu schauen begann, so fing sie auch rasch und entschlossen an, dem Verfall und der Noth um sie her entgegenzutreten. Die Boldershöfer waren starr vor Staunen, als schon acht Tage nach der Brandnacht sich zahlreiche Arbeiter auf Schloß Bolder einstellten, welche, nachdem sie für sich eine Barake zur Wohnung aufgeschlagen hatten, drinnen und draußen an's Aufräumen gingen, die leeren Fensteröffnungen mit Brettern umschlugen, Noththüren anbrachten und das am besten erhaltene Nebengebäude als Stallung einzurichten und mit einem Dach zu versehen begannen. Ja im Schlosse selber wurden ein paar Zimmer soweit wieder hergestellt, daß sie wirklich bewohnt werden konnten — nur vorläufig, wie die Arbeiter sagten, im nächsten Jahre solle es aber ernstlich an den alten Bau gehen. Später wußten die Leute, welche ihren Tisch natürlich bei Gottfried Prees gefunden hatten, selber nichts, und der Aufseher, der im Gasthof nun dennoch ein allerdings äußerst bescheidenes Unterkommen gefunden hatte, ließ sich zu keinen Aufklärungen herbei. Die alte Dame müsse aber wohl wieder reich geworden sein, meinte er.

„Oder der „Indier“ spendirt es ihr,“ sagten sie schmunzelnd zu Boldershof. „Das ist richtig ein alter Schatz — da hat der Christopher dazumal doch ein wahres Wort gesprochen! — und am Ende heirathet er die Alte noch, wie der Junge das Fräulein! Na — 's ist ihnen zu gönnen, sie haben lange genug die Hungerkost probirt.“

So war es seither geblieben und den richtigen und ganzen Zusammenhang hatte Caspar Rülow sogar erst jetzt erfahren, nachdem Birkach, der auf vierzehn Tage verreist gewesen, zurückgekehrt war und durch Franzens Vermittelung, weil es im Pfarrhause für die Gäste doch gar zu eng, ein Zimmer im Hause seiner Eltern eingeräumt erhalten hatte. Es sei nur für ein paar Wochen, hatte der junge Mann zur Beruhigung der zögernden Leute lächelnd hinzugefügt; dann führe er die Braut als sein Weib in eine andere, neue Heimat, und wenn sie einmal wiederkämen, würden auch sie wohl auf dem Schloß ein Unterkommen finden, wie demnächst schon sein Oheim. „Denn da die Gräfin nicht fort will,“ hatte er hinzugefügt, „so bleibt auch er — Sie wissen ja, wie es stand, Kapitän. Es ist doch etwas Schönes eine solche Herzenstreue und solche Anhänglichkeit an die alte Heimat. Und diese eure Heimat muß es auch wohl Anderen anthun. Denn stellen Sie sich vor, die Claudine hat mir erklärt, auf immer gehe sie nicht fort, sondern müsse das alte Nest und euer Boldershof und die See von Zeit zu Zeit wiedersehen. Ja, wenn nur das Schloß wieder wohnlich und der Park einigermaßen hergestellt sei, hause sie am liebsten ihr Lebenlang hier.“

„Das ist einmal so,“ sagte Caspar Rülow, und nickte ernsthaft. „Was ein Boldershöfer Kind ist, bleibt nicht draußen, sondern kommt immer wieder heim. Und bei der Herrschaft auf dem Schloß ist's nicht anders gewesen, sie gehört ja zu uns. Sie sehen's an der Alten und nun auch an der Jungen.

Denn die ist ja, wie Sie mir sagten, gleichfalls vom Berg=en'schen Blut."

Das und alles Uebrige, von dem gewonnenen Prozeß und dem neuen Reichthum, wie die Gräfin ihm noch heute erklärt habe, daß sie hier leben und sterben wolle und keine Sorge um eine gute Nachbarschaft mit den Boldershöfern habe, und was sich sonst noch daran schloß, das hatte der Kapitän nun alles dem dicken Freunde erzählt, und darum konnte Gottfried Prees wohl mit Recht sein erstauntes „Na, das sind Geschichten!" sagen. Denn solche waren es ja freilich und zwar so kuriose, wie man sie zu Boldershof weder erlebt, noch überhaupt nur geahnt hatte.

„Und siehst du, Caspar," sagte der brave Wirth, und in seinem breiten, gutmüthigen rothen Gesicht spiegelte sich beinah' eine Art von innerlicher Bewegung wieder, „siehst du, Caspar, ich könnte schier grimmig werden, daß das alte obstinate Weibsbild draußen und wir Starrköpfe hier solche Narren gewesen und uns wider einander verhärtet haben — nur um eines Fremden willen. Denn ich will verdammt sein, wenn wir ohne den Christopher nicht längst wieder bei einander gewesen wären. Der hat sie und uns von jeher verhetzt, und über den sakkermentschen Bauerhof hinaus hat sie nicht mehr recht in's Dorf und haben wir nicht mehr zum Schloß sehen können."

„Na, das ist ja jetzt vorüber," meinte Caspar Rülow, mit einem behaglichen Schmunzeln. „Der Christopher hat ausgespielt. Und — 's ist aber noch ein Geheimniß, Gottfried, und du darfst nicht davon schnaufen! — wenn er seinen Hof wirklich hergeben will, so soll ihn der Herr Justizrath — du weißt ja, der neulich hier war und die Gerichte so rasch in Gang brachte! — für die Gräfin ankaufen, und

Martin Woolbeck soll darauf als Verwalter sitzen. Mir däucht, den können wir uns als Nachbar gefallen lassen."

„Ja," sprach der Dicke sichtbar zufrieden, „das ist schon so. Und blieben nur die Bergen so sicher im Schloß, wie wir Boldershöfer hier im Ort, so wäre alles recht."

„Nun, gucke dir einmal die an," sagte der Kapitän und wies gegen die Straße, wo eben das junge Paar, Claudine an Birkachs Arm, hervorkam und in Franzens Begleitung gegen den kleinen Hafen heranschritt. Die Leute, die wie immer auch heute hie und da auf dem Platze beschäftigt waren, grüßten auf das höflichste und schauten sichtbar freundlich der anmuthigen Erscheinung des jungen Mädchens nach, das mit seinen Begleitern in ein kleines schmuckes Schifferboot trat. Und das Segel ging auf und das hübsche, schlanke Fahrzeug schoß lustig in die goldglitzernde See hinaus.

„Ja — ja!" meinte der dicke Wirth schier enthusiastisch, „das ist Eine vom rechten Bergen'schen Schlage, nur nicht so hochmüthig! Und dein Junge, Caspar, das ist ein ächter Boldershöfer, aber auch nicht so starrköpfig, wie unsere Alten und wir gewesen sind. Es wird, glaub' ich, immer besser in der Welt, und nicht schlechter. Und was meinst du, Kap'tän," fügte er schlau blinzelnd hinzu, „spendiren wir uns eine von dem Syrakuser und stoßen einmal an auf die nach uns und auf Frieden und Freundschaft zwischen Dorf und Schloß?"

Kapitän Caspar Rülow schmunzelte. „Das ist ein gutes und frommes Werk, Alter," sprach er, „und ich thu' es von Herzen."

Leipzig,

Druck von Hundertstund & Pries.